Band 990 ● 2,20 DM

BASTEI

Neuer Roman

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Der Killer-Clown

Band 990 • 2,20 DM

Ös 18 / Fr 2,20 / FF 10,00
L 2800 / hfl 2.80 / Pts 275

BASTEI ROMAN





Der Killer-Clown

John Sinclair Nr. 990

von Jason Dark

erschienen am 01.07.1997

Titelbild von Mónica Pasamón

Sinclair Crew

Der Killer-Clown

Ich kannte es, und doch war es immer wieder neu und schmerzhaft, dieses Erwachen aus der Bewußtlosigkeit. Es hatte mich erwischt wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Etwas war mir mit großer Wucht auf den Kopf und Nacken gefallen.

Danach hatte es nichts mehr gegeben, zumindest nichts, an das ich mich noch hätte erinnern können. Nicht einmal an die Dunkelheit oder an die Tiefe, in die ich hineingerast war. Die hatte mich jetzt entlassen. Ich war dabei, wieder zu mir zu kommen, und ich versuchte - auch das entsprach einer Routine -, meine Gedanken und Erinnerungen zu ordnen. Das gelang mir nicht so gut. Außerdem war es nicht unbedingt wichtig, über die Vergangenheit nachzudenken, die Gegenwart war da viel interessanter, weil ich herausfinden wollte, wo ich mich befand. Wahrscheinlich im Freien, denn mir wehte in feuchter und ziemlich kühler Wind entgegen…

Auf der anderen Seite traute ich dieser Mutmaßung nicht, denn ich sah einen Schatten, der mich dann von der Seite her erwischte.

Völlig in Ordnung waren meine Sinne noch nicht wieder. Irgendwo an und in meinem Kopf war wieder etwas angewachsen, es gab mir das Gefühl der Verdoppelung. In meine Nase stieg ein strenger und auch fremder Geruch, mit dem ich zunächst einmal nicht zurechtkam; ein Stechen und Ziehen im Kopf lenkte mich ab.

Zudem lag ich auf dem Boden. Rücklings. Wenn ich die Augen öffnete, was nicht so leicht war, sah ich einen dunklen Schatten über mir, wahrscheinlich ein Dach.

Der Geruch blieb, der Wind ebenfalls, und ich fing damit an, meine Gedanken zu sortieren. Ich war über das nächtliche Gelände geschlichen, um jemanden zu suchen und zu beobachten. Diesen Jemand hatte ich nicht entdeckt, ein anderer war mir zuvorgekommen.

Jetzt lag ich hier.

Aber wo?

Trotz der geöffneten Augen kriegte ich nur wenig mit. Aber ich konnte mich bewegen und begann mit den Armen. Zuerst schob ich den rechten vom Körper weg. Dabei hob ich ihn nicht an, er schleifte über den Boden.

Etwas stach mich, ich stoppte deshalb die Bewegung.

Sekundenlang blieb ich liegen. Dann erst bewegte ich die Rechte, um sie zur Faust zu ballen, und tatsächlich geriet mir etwas dazwischen, das weiterhin piekte, aber auch knisterte und mich irritierte. Ich tastete und tappte weiter mit der Hand, bis ich in der Achselhöhle den ziehenden Schmerz der Sehnen spürte. Es ging nicht mehr weiter, aber das Zeug klebte schon an meiner Hand fest.

Ich nahm den Arm hoch und brachte die Hand dicht vor meine Augen, um endlich zu sehen, was ich da festhielt.

Stroh!

Ja, es war Stroh. Trockenes Stroh.

Das Lachen blieb mir allerdings im Hals stecken. Mein Kopf war wieder einigermaßen klar geworden, und als ich ihn jetzt nach rechts bewegte, da wurde mir klar, wo ich lag.

Ich sah die Stäbe wie Schatten von oben nach unten laufen. Sie waren mit einem Dach auf der einen und mit dem Boden auf der anderen Seite verwachsen. Zwischen den Schatten gab es Lücken, nicht ganz so dunkel wie die Stäbe, so daß ich hindurchschauen konnte. Dabei entdeckte ich einen unförmigen Umriß.

Als ich nach links schaute, war dort alles dicht und dunkel. Nur die eine Seite war offen, und damit war mir auch klargeworden, wo man mich abgelegt hatte.

In einem Käfig!

Nein, lachen konnte ich darüber nicht, denn das hier war kein Spaß.

Käfige dieser Art gab es schon sein vielen Jahrhunderten, und sie hatten sich bis heute nicht verändert. Es waren keine normalen Käfige, sondern Käfigwagen, in denen wilde Tiere transportiert wurden.

Im Zirkus benutzte man sie. Auch bei irgendwelchen Raubtierschauen waren sie eine Attraktion für die staunenden Zuschauer, wenn darin Löwen, Tiger oder Pumas ausgestellt wurden.

Jetzt wurden nicht nur Tiere gefangengehalten, sondern auch ein Mensch.

Man hatte mich in einen derartigen Käfig gesteckt, und das konnte mir überhaupt nicht gefallen. Ich legte mich wieder flach auf den Rücken und versuchte, die Panik zu unterdrücken. Es brachte nichts, wenn ich jetzt durchdrehte und herumschrie, ich mußte cool bleiben und abwarten.

Zunächst einmal kam es darauf an, daß ich mich erholte, um dann zu sehen, wie ich aus dieser Falle wieder herauskam. Allmählich verschwand auch das dumpfe Gefühl aus meinem Kopf. Die Sinne funktionierten wieder, besonders gut der Geruch.

Etwas wehte über mein Gesicht hinweg. Es war nicht der Wind, der spielte hierbei nur eine untergeordnete Rolle, nein, das war wirklich etwas anderes, und es konnte mir ebenfalls nicht gefallen.

Ein strenger Geruch. So rochen Tiere-Raubtiere!

Meine Kehle saß zu, als hätte man mir einen Strick um den Hals gespannt.

Das war nicht im Sinne des Erfinders, und in der mich umgebenden Dunkelheit konnte ich so gut wie nichts sehen.

Möglicherweise war ich nicht allein. Ich wußte auch nicht über die Größe des Raubtierwagens Bescheid. Da konnten sich gut irgendwelche vierbeinigen Freunde aus anderen Erdteilen versteckt halten.

Ich wollte nicht zum Fraß für Tiger oder Löwen werden, doch im Augenblick war ich nur zur Passivität verurteilt.

Außerdem gehörte ich zu den Menschen, die versuchten, auch aus einer miesen Lage noch immer etwas positives herauszulesen. In diesem Fall fand ich es auch. Man hatte mich nicht gefesselt. Leider war meine Beretta verschwunden, und wenn ich von Tieren angegriffen wurde, konnte ich mich nur mit den bloßen Händen verteidigen.

Das war nicht im Sinne des Erfinders und ließ meinen Adrenalinspiegel leicht ansteigen. Ich war nicht Tarzan, der sich auf den Rücken eines Löwen oder Tigers warf und diesen so lange würgte, bis er bewußtlos war. Ich war ein normaler Mensch, mit normalen Gefühlen, und dazu gehörte auch die Angst.

Gesehen hatte ich die Tiere nicht, aber gerochen. Ich ging einfach

davon aus, daß sie sich in der Nähe befanden und mich beobachteten. Sie registrierten dabei jede Bewegung. Kam sie ihnen hektisch oder falsch vor, würden sie sich aus ihrer Deckung lösen und auf mich zukommen.

Dabei hoffte ich, daß die Tierchen satt waren. Wenn nicht - na ja, ich nahm mir vor, es ihnen zumindest schwer zu machen, aber den Appetit würde ich ihnen wohl nicht verderben können.

So blieb ich wieder liegen und konzentrierte mich nicht mehr auf das, was nicht war, sondern auf mich selbst und die Folgen des verdammten Kopftreffers.

Der war so verdammt heimtückisch geführt worden. Von oben her.

Irgendwo im Dunkel mußte jemand gehockt haben, um dann den schweren Gegenstand nach unten fallen zu lassen.

Einfach so.

Und niemand hatte etwas bemerkt in dieser kleinen Zeltstadt, denn die Menschen schliefen und hatten sich dabei in ihre Wohnmobile oder Wohnwagen verkrochen. Ich hätte Hilfe haben können, aber ich hatte darauf verzichtet, wollte neutral bleiben und mir ein eigenes Bild machen.

Dafür lag ich jetzt in diesem Raubtierwagen, spürte Stroh unter meinem Körper und überlegte, wie es wohl weitergehen würde. Spaß würde ich nicht bekommen, aber ich mußte zusehen, daß ich aus dieser verdammten Klemme herauskam.

An der Frontseite des Wagens standen die Stäbe so dicht, daß es mir unmöglich war, mich hindurchzuzwängen.

Es gab auch eine Rückseite. Dort vielleicht eine Tür in der dicken Holzwand.

Den Kopf drehte ich wieder nach links. Das Stechen blieb und verstärkte sich, wenn ich den Kopf bewegte, aber den Umriß einer Tür sah ich nicht. Nur eben die Dunkelheit, in die auch die feste Wand abgetaucht war. Auf dem Boden schimmerte das Stroh etwas heller, das war auch alles.

Ich richtete mich auf. Das war mir nicht unbekannt. Vorsichtige Bewegungen, damit in meinem Kopf nichts explodierte und ich womöglich wieder bewußtlos wurde.

Es klappte einigermaßen, auch wenn ich dabei ziemlich schwitzte, aber ich blieb sitzen, sah vor mir die ausgestreckten Beine, die hochkant gestellten Füße und versuchte, meinen Atem zu beruhigen. Der malträtierte Kopf hatte die Bewegung überstanden, was mir wieder mehr Mut gab, der allerdings in den nächsten Sekunden radikal verschwand, als ich etwas hörte. Eigenartige Geräusche.

Ein Scheuern des Strohs über den Boden hinweg, und dazwischen das leichte Tappen mehrerer Pfoten. Ich ahnte Schlimmes.

Raubtiere!

Ich kriegte eine trockene Kehle. Im Sitzen hatte ich den Kopf gedreht und starrte nach links in die dichte Finsternis, die gar nicht mehr so stark war, denn in ihr bewegten sich zwei Gestalten wie unheimliche und etwas verzerrte Schatten auf vier Beinen.

Sie kamen aus dem Hintergrund. Vielleicht hatten sie geschlafen oder nur geruht. Ich konnte noch nicht erkennen, von wem ich da Besuch bekam, aber der Geruch verstärkte sich.

Ich hielt den Atem an. In der Kehle spürte ich das Kratzen. Mein Herz klopfte ziemlich schnell, und auf meinen Handflächen hatte sich Schweiß gebildet. Der Druck hinter meiner Stirn war stärker geworden, und er lagerte auch auf den Augen.

Ich bewegte mich nicht. Freude bereitete mir die unnatürliche Haltung nicht, denn die Sehnen waren doch ziemlich gespannt, was schmerzte.

Den Schmerz aber vergaß ich, als ich plötzlich das Funkeln über dem Boden sah. Hell und auch kalt. Oval und leicht geschlitzt. Vergleichbar mit geschliffenem Glas. Augen!

Raubtieraugen!

Zwei Paar. Also wollten sie auf Nummer sicher gehen, und sie tappten weiter auf mich zu. Daß ich kein hungriges Knurren hörte, freute mich schon, dafür drang das hechelnde Atmen an meine Ohren, begleitet von dem strengen Geruch, und auf meinem Rücken bildete sich der erste leichte Schauer.

Ich wußte selbst, daß es keinen Sinn hatte, jetzt in Panik zu verfallen. Ich mußte einfach auf der Stelle sitzen bleiben und nur abwarten. Keine Bewegung, die die beiden Tiere zum Angriff angestachelt hätte. Sie sollten ihren Hunger mit anderem Fleisch stillen, nicht mit meinem.

Sie waren bisher dicht beisammengeblieben, aber das änderte sich, als sie ziemlich nah an mich herangekommen waren. Da teilten sie sich plötzlich. Der eine ging nach rechts, der andere nach links weg, um mich in die Zange zu nehmen.

Es waren keine Löwen.

Aufatmen.

Auch keine Tiger.

Ich atmete wieder auf.

Glücklich konnte ich trotzdem nicht sein. Die beiden stark riechenden Tiere hatten lange Köpfe, und sie waren etwas größer als Füchse.

Wölfe? Möglich. Schakale oder Hyänen!

Letztere mußten es sein. Sie waren schlanker als Wölfe, und ich hatte den Eindruck bekommen, daß sie nach Aas stanken, was sicherlich Einbildung war, aber das spielte jetzt keine Rolle. Diese beiden Leibwächter gefielen mir nicht. Besonders dann nicht, als sie ihre

Schnauzen öffneten, als wollten sie mich angähnen. Ich konzentrierte mich dabei mehr auf ihre Gebisse, die selbst in der Dunkelheit wie ein helles Zackenmuster zu sehen waren.

Von ihnen zerrissen zu werden, war sicherlich nicht die reine Freude.

Viel wußte ich über Hyänen oder Schakale nicht. Man bezeichnete sie im allgemeinen als feige, weil sie Aas fraßen und keine Opfer rissen. Jedenfalls hatte sich das in meinem Kopf festgesetzt. Ob sie wirklich feige waren, wenn sie Hunger verspürten, darauf wollte ich nicht wetten, und so tat ich erst einmal nichts.

Die beiden Tiere vor mir bewegten sich nicht. Sie standen auf der Stelle wie Statuen. Mit etwas Galgenhumor hatte ich sie Romulus und Remus getauft.

Meine Sitzhaltung war ein wenig schräg. So brauchte ich nicht erst den Kopf zu drehen, um durch die Lücken im Gitter nach draußen schauen zu können.

Ich wußte, daß mir gegenüber ein Zelt stand. Es sah jetzt aus wie ein dunkler Berg. Es stand wirklich in meiner Nähe, aber für mich war es in diesem Moment weiter entfernt als der Mond von der Erde. Ich kam einfach nicht hin.

Neben mir bewegten sich meine beiden »Freunde«. Sie drückten ihre Körper gegen meine Schultern. Die Köpfe blieben nicht ruhig, und ich sah die Zungen aus ihren Mäulern gleiten, als wollten sie mich mit diesen feuchten Lappen ablecken.

Der Gestank aus ihren Kehlen war so widerlich, daß ich den Atem anhielt. Ich hätte mich gern geschüttelt, traute mir das jedoch nicht zu, weil ich sie nicht auf mich aufmerksam machen wollte. Wenn sie so stehenblieben, war das okay. Trotzdem mußte ich irgendwann den Raubtierwagen verlassen.

Sie leckten mich nicht ab. Sie knabberten auch nicht an meinen Wangen. Mir kam es vor, als warteten sie auf einen bestimmten Zeitpunkt, an dem etwas geschah.

Der trat auch ein.

Er betraf nicht mich, er betraf auch nicht die mich bewachenden Hyänen, sondern das Zelt gegenüber.

Hinter der Leinwand wurde es hell. Nicht strahlend, sondern normal hell, gerade so viel, daß die Leinwand ein wenig durchlässig wurde und jemand wie ich auch in das Gebiet dahinter schauen konnte.

Es waren nur Sekunden vergangen, da stellte ich fest, daß dieses Zelt nicht leer war.

Jemand befand sich darin.

Ein Mensch.

Er wartete. Er bewegte sich kaum. Sein Schattenriß zeichnete sich deutlich ab, und ich sah diesen Menschen auch im Profil. Ich überlegte, ob ich mich durch Rufen bemerkbar machen sollte, als ich

eine zweite Gestalt sah.

Sie erschien im Hintergrund des Zeltes. Im Gegensatz zu der ersten Person bewegte sie sich.

Nicht normal. Schleichend. Und sie hielt etwas in der Hand, das mir vorkam wie ein überlanger, spitzer Finger, was er aber sicherlich nicht war.

Der Begriff eines Schwerts oder einer Lanze traf eher zu. Und die zweite Gestalt machte den Eindruck als stünde sie dicht davor, einen Mord zu begehen…

***

In diesen Sekunden vergaß ich meine eigene Lage. Das Geschehen im Zelt zwang mich förmlich dazu, mich einzig und allein darauf zu konzentrieren. So wie sich die zweite Gestalt bewegte, gab es nur den einen Schluß.

War die erste Gestalt ein Mann oder eine Frau?

Auch das sah ich nicht, weil die Schattenrisse nicht zu scharf gezeichnet waren. Sie kamen mir eher verschwommen vor, als würden sie sich gleich auflösen.

Warum die erste Person das Zelt betreten hatte und wartete, war mir unbekannt.

Aber die zweite, sie war kleiner, senkte jetzt die Waffe, so daß die Spitze auf den Rücken der ersten zeigte, als sollte die Person im nächsten Augenblick durchbohrt werden.

Der Wartende bemerkte nichts. Niemand warnte ihn vor der herankommenden Gefahr. Es hielt sich auch niemand in der Nähe auf, der dies hätte übernehmen können. Der einzige Zeuge war ich, und ich fragte mich, ob ich es tun sollte.

Im Normalfall wäre es kein Problem gewesen, aber neben mir standen die beiden Wächter wie dressierte Hunde mit aufgerissenen Mäulern, die darauf warteten, ihre Zähne in meinen Hals schlagen zu können.

Hundertprozentig sicher war ich mir nicht. Aber alles deutete darauf hin, daß ich recht hatte, denn die Gestalt mit dem Schwert oder der Lanze verhielt sich wie jemand, der etwas Schreckliches vorhatte.

Meine eigene Lage war sekundär geworden. Ich spürte auch die Schmerzen im Kopf nicht mehr. Dafür rasten meine Gedanken. Sie suchten nach einer Lösung. Ich wollte auf keinen Fall, daß es zu einem Mord kam, aber ich war leider nicht in der Lage, eine telepathische Brücke zu schlagen und die andere Person zu warnen.

Die zweite sah ich deutlicher, weil sie sich etwas mehr der Zeltwand genähert hatte. Ich war auch davon überzeugt, daß sie keine normale Kleidung trug, denn sie wirkte irgendwie aufgepumpt, mit spitzem Kopf.

Der Mann trug etwas auf seinem Schädel. Vielleicht einen spitzen Helm.

Wenn ich die Distanz richtig einschätzte, war er jetzt nur noch drei, vier Schritte von seinem Opfer entfernt, das nichts bemerkte und in Gedanken versunken zu sein schien.

Ich mußte etwas unternehmen. Das konnte nicht so weitergehen. Zeuge eines Mordes zu werden, ohne das Opfer zuvor gewarnt zu haben, war nicht meine Sache.

Deshalb bewegte ich den Kopf.

Die Hyänen taten nichts. Sie rahmten mich nach wie vor ein. Ich hörte ihr Hecheln. Der warme Atem streifte meine Wangen mit seinem fauligen Geruch und drang hoch bis zur Stirn.

Das Fell schleifte über mein Gesicht, als ich mich leicht nach rechts drehte.

Gutgegangen. Ein erster Schritt, dem ich einen zweiten folgen lassen würde.

Ich wollte näher an das Gitter heran oder mich zumindest so drehen, daß ich gegen das Zelt schreien konnte.

Dagegen hatten die Hyänen etwas. Zu einem Vorrutschen ließen sie mich nicht kommen. Sie reagierten wie dressierte Befehlsempfänger.

Ihre Schädel zuckten zu verschiedenen Seiten hin, und plötzlich spürte ich die Zähne rechts und links an meinem Hals!

Der Warnschrei blieb mir in der Kehle stecken, noch bevor er richtig geboren war. Ich wagte kaum zu atmen. Meine Augen wollten anfangen zu tränen. Ich bewegte sie, konnte besser sehen und starrte aus der unnatürlich gedrehten Haltung wieder dorthin, wo hinter der Plane das Morddrama in den ersten Akt ging.

Die zweite Gestalt war nahe genug an das Opfer herangekommen. Sie blieb stehen. Ich wußte, daß sie jetzt Maß nahm. Mit der langen, spitzen Waffe würde sie den Rücken des Opfers durchbohren können. Eine Kleinigkeit für einen geübten Killer.

Und ich schrie nicht.

Die Berührung der Zahnspitzen an meinem Hals hielten mich davon ab.

Es hatte in diesem Fall nichts mit Feigheit zu tun. Hier ging es auch um mein Leben.

Dann stieß der andere zu. Und das Opfer drehte sich um!

***

Es war so, als hätte es im letzten Augenblick die tödliche Gefahr bemerkt oder aber bewußt so lange gewartet, denn während sich die Gestalt drehte, huschte sie zugleich zur Seite, so daß die Lanzenspitze sie verfehlte.

Es begann ein Kampf.

Ich war Zuschauer und sah diesen Fight auf Leben und Tod nur als ein verzerrtes und sehr schnelles Schattenspiel hinter der erleuchteten Zeltwand.

Natürlich gab der Mörder nicht auf. Er setzte nach. Er hielt, das konnte ich auch sehen, seine verdammte Mordwaffe mit beiden Händen fest, um ja genügend Kraft in seine Attacken zu legen.

Immer wieder zuckte die Spitze vor, ohne allerdings ihr Opfer zu treffen.

Der Mann mit der Waffe drängte die andere Person zurück, er trieb sie vor sich her wie jemand, der sich zu einem bösen und mörderischen Spiel mit blutigem Ende bereitgefunden hatte.

Das Spiel von Katze und Maus.

Die Maus konnte nicht gewinnen, denn sie war nicht bewaffnet, auch wenn sie alles versuchte.

Den heftigen Atem, den ich diesmal hörte, der stammte von mir. Ich war wahnsinnig aufgeregt. In meinem Innern tobte die Hölle. Die eigene Hilflosigkeit machte mich beinahe wahnsinnig und schien mich um den Verstand bringen zu wollen.

Noch hatte ich etwas Hoffnung, daß der Angegriffene es schaffte, der Mordwaffe zu entwischen. Er bewegte sich so gut. Er pendelte manchen Stoß aus, er drehte sich oft genug zur Seite, aber die beiden gingen stets im Kreis, wobei sich die Anordnung nicht veränderte. Einer wollte den anderen killen.

Dann versuchte es der Verteidiger mit einem Angriff. Soviel ich durch die Zeltwand erkennen konnte, verhielt er sich recht gut, denn er hatte sich kurz zuvor zur Seite gedreht und kam jetzt von der rechten Seite auf den Waffenträger zu.

Er sprang ihn an.

Ein wuchtiger Stoß ließ den Kerl taumeln. Die spitze Mütze tanzte auf seinem Kopf. Er mußte zurück, und das Opfer war jetzt zum Angreifer geworden, denn es setzte nach.

Das hätte ich auch getan, und ich drückte ihm die Daumen. Aber ich wäre nicht so stürmisch zu Werke gegangen. Vom eigenen Erfolg beflügelt, achtete er kaum auf seine eigene Sicherheit. Sein Nachsetzen war zu stürmisch. Zudem glaubte er, sich schon auf der Straße des Siegers zu befinden, denn sein Mörder war ausgerutscht und lag plötzlich am Boden.

Eine Finte, eine Falle. Ich wußte es, ich wollte schreien, aber es wäre auch so zu spät gekommen.

Die Waffe fegte in einem schrägen Winkel von unten nach oben und konnte das Ziel nicht verfehlen.

Wo die Lanze genau traf, war für mich nicht zu erkennen, aber sie steckte für einen Moment fest. Der Verletzte geriet ins Trudeln, und ich hörte seinen Schrei.

Ein schrilles Lachen folgte ebenfalls, dann hatte der Mörder seine Waffe wieder hervorgezogen. Er benutzte das untere Ende der Lanze als Stütze und schwang sich in die Höhe.

Der andere schwankte. Er war schwer angeschlagen. Nach links weggeknickt, und mit der rechten Hand hielt er sich die linke Schulter oder die Brust darunter. So genau sah ich das nicht. Aber ich wußte, daß er zu keiner zweiten Aktion mehr kommen würde. Er ging zurück.

Nicht mehr normal, sondern langsamer, taumelnder, wenn auch recht schnell. Der Killer war flinker. Plötzlich stand er in der Nähe des Opfers.

Wieder hielt er die Lanze mit beiden Händen.

Das böse Schattenspiel hielt an.

Die Waffe zuckte nach vorn. Dann wieder zurück. Abermals huschte sie nach vorn, und das Lachen des Killers war Gift für meine Ohren und auch für die Psyche, weil mir die eigene Hilflosigkeit wieder überdeutlich vor Augen geführt wurde.

War der andere zum zweiten-oder drittenmal getroffen worden, oder hatte er wieder nur mit ihm gespielt? Noch hielt er sich auf den Beinen.

Er wankte auch zurück, setzte seine Schritte stampfend. Mit jedem Meter, den er hinter sich ließ, verlor er an Kraft.

Wieder huschte die Lanze auf ihn zu.

Ein Treffer. Wo, das hatte ich nicht so deutlich sehen können, aber die Schattengestalt brach in die Knie. Es war das Tüpfelchen auf dem i gewesen. Man hatte ihn gejagt, man hatte ihn verletzt und geschwächt.

Jetzt wollte man seinen Tod.

Der Mann mit der Waffe ging weiter auf die leblose Gestalt zu. Dicht vor ihr blieb er stehen. Er senkte den Kopf, um in die Tiefe zu schauen.

Gleichzeitig hob er die Arme an. Noch immer hielt er sein Mordinstrument fest. Für mich sah es so aus, als wollte er die Lanze noch einmal in den Körper stoßen, um die Dinge endgültig zu erledigen.

Er tat es nicht.

Sekunden vergingen. Sogar ich sah, wie sich seine Haltung entspannte.

Er trat noch einmal gegen den leblosen Körper, erlebte keine Reaktion, nickte zufrieden, wobei er seine Waffe hochkantete.

Dann ging er weg.

Nur tauchte er nicht in den Hintergrund des Zeltes ein, sondern kam nach vorn, um dicht hinter der Seite der Plane stehenzubleiben, gegen die ich schaute.

Auch die Gestalt blieb stehen.

Ich war mittlerweile davon überzeugt, daß der mörderische Clown wieder zugeschlagen hatte. Um ihn ging es schließlich. Nicht grundlos trug er diesen spitzen Hut. Er war sich seiner Taten so sicher, daß er auf diese Verkleidung nicht zu verzichten brauchte.

Die Lanze stemmte er zweimal hoch. Ein Zeichen des Sieges, das auch mir galt.

Noch während der Bewegung hörte ich ihn lachen. Schrill, höhnisch und triumphierend. Er hatte gewonnen. Er kostete seinen Sieg aus und wollte mir dies zeigen.

Ich tat nichts.

Die Zähne der beiden Hyänen nahmen mir den Mut und zwangen mich zur Ruhe. Das wußte der Clown, sonst hätte er sich dieses Spielchen wahrlich nicht erlauben können.

Nach diesem makabren Gruß zog er sich zurück. Er drehte sich um und schritt auf die Zeltmitte zu. Die Waffe hielt er wie ein Ritter, der ein Turnier erfolgreich beendet hatte und zur Königin ging, um sich vor ihr zu verneigen.

Eine Königin hielt sich nicht im Zelt auf. Der Killer verschwand im Hintergrund.

Sein Schatten nahm an Größe ab und war nicht mehr so scharf zu erkennen.

Dann löschte er das Licht.

Wieder fiel Finsternis über das Zelt und über die kleine Welt des Zirkusplatzes, als wäre nichts geschehen.

Ich aber wußte es besser…

***

Nur kam ich auch jetzt nicht dazu, etwas zu unternehmen, denn meine beiden Aufpasser standen nach wie vor so dicht neben mir, daß es für mich lebensgefährlich gewesen wäre, mich überhaupt zurühren.

Abgesehen von einem leichten Zittern war ich äußerlich ruhig, nur im Innern tobte eine Hölle.

Ich schämte mich, obwohl kein objektiver Grund vorhanden war, denn ich hatte in meiner verdammten Zwangslage einfach nicht eingreifen können. Mittlerweile ging ich davon aus, daß dieser killende Clown auch Macht über die Tiere hatte. Hätte er ihnen erlaubt, zuzubeißen, sie hätten es sicherlich auch getan, aber so hatte er sich zurückgehalten, wie jemand, der seinen makabren Spaß noch verlängern wollte, weil er sich schon jetzt als der große Sieger fühlte.

Neben mir scharrten die beiden Hyänen mit den Pfoten. Ich sah es als einen Hinweis auf den Rückzug an, und tatsächlich lösten sich ihre Zähne von meinem Hals. Die kalten Augen verschwanden aus meinem Sichtbereich. Ich hörte ihre Bewegungen hinter meinem Rücken und ging wenig später davon aus, daß sie sich wieder an ihre alten Plätze

zurückgezogen und sich dort niedergelegt hatten.

Ich atmete aus.

Die Erleichterung erwischte mich und löste den Schock. Damit auch die straffe Spannung, die mich bisher in den Klauen gehalten hatte. In den letzten schrecklichen Minuten hatte ich mich nur auf diese Untat konzentrieren und über meine eigene Lage nicht nachdenken können, was sich nun änderte.

Ich war kein Supermann, der einen Schlag gegen den Kopf leicht wegsteckte.

Die Schmerzen durchzogen ihn schon noch, und sie reichten bis in den Nacken, wo sie schließlich ausliefen.

Auch jetzt saß ich noch inmitten des mit Stroh belegten Raubtierwagens wie ein mittelalterlicher Gefangener in seinem Verlies. Umgeben vom Gestank der beiden Hyänen.

Natürlich konnte und wollte ich nicht den Rest der Nacht im Raubtierwagen hinter Gittern verbringen. Ich mußte raus, und dabei würde ich die Raubtiere passieren müssen.

Es kam auf den Versuch an.

Bis zum Gitter kroch ich vor, weil ich die Stäbe einfach als Stütze benutzen wollte. Mit der linken Hand hielt ich mich fest, mit der rechten stemmte ich mich am Boden ab und drückte mich so in die Höhe. Es war zu packen, die Schmerzen hielten sich in Grenzen.

Dann stand ich vor dem Gitter. Beide Hände um die Stäbe geklammert.

Ich kam mir vor wie ein exotisches Tier. Es fehlten nur noch die Zuschauer, die mich anglotzten.

Ungefähr drei Minuten blieb ich stehen. Mein Kreislauf sollte sich wieder an die Normalität gewöhnen.

Es klappte ganz gut. Immerhin war ich ein ziemlich zäher Bursche. Nur blieben leider die Kopfschmerzen.

Die Stäbe waren fest in dem dicken Holzboden verankert. Auch wenn ich wie ein Irrer dran rüttelte, würde ich sie nicht bewegen können. Ich würde es auch nicht schaffen, sie zu verbiegen, so blieb mir nur der Weg nach hinten.

Dort lauerten die Hyänen.

Friedlich lagen sie auf dem Boden, das sah ich nach meiner Drehung.

Als Schatten hoben sie sich ab. Ihre gelben Augen fielen besonders auf.

Der Wagen schloß an der Rückseite mit einer Wand ab. In ihr hoffte ich, eine Tür zu finden, die nicht von außen verschlossen war. Die beiden Tiere taten nichts. Wieder beobachteten sie mich nur, und das aus einer angenehmen Entfernung. Kein Tier stand auf oder traf Anstalten, zu einem Sprung anzusetzen.

Die kleine Lampe hatte man mir gelassen. Ich holte sie aus der

Tasche und schaltete sie ein. Hoffentlich irritierte das Licht die Hyänen nicht.

Eine Auseinandersetzung konnte ich mir nicht leisten.

Die Sorge wurde ich los. Zwar gähnte ein Tier, das war aber auch alles an Regung. Der Strahl fuhr über den Boden und erwischte einige bleiche Knochen, die selbst den Hyänen nicht mehr schmeckten. Sie hatten die Knochen tatsächlich bis auf die letzte Fleischfaser abgenagt, so hungrig waren sie gewesen.

Zum Glück waren sie jetzt satt.

Zuerst suchte ich die Rückwand mit den Augen ab. Sie war dunkel, was nicht allein am Anstrich lag, denn im Laufe der Zeit hatte sich dort auch Schmutz abgesetzt. Ideal für Spinnennetze, die sich unter der Decke gebildet hatten.

Gab es eine Tür?

Ja, sie war vorhanden, aber tiefer angesetzt. Mehr eine Luke, durch die man die Nahrung schob. Wenn sie offen war und ich aus dem Wagen wollte, mußte ich schon kriechen.

Ich trat mit dem Fuß dagegen. Sie schwang nicht nach außen, aber sie zitterte. Der erste kleine Erfolg stachelte mich an. Ich machte weiter und trat immer heftiger zu. Dabei stellte ich fest, daß die Tür von einem Außenriegel gehalten wurde.

Um den Lärm, den ich verursachte, kümmerte sich niemand. Alle anderen in diesem Zirkus hatten in dieser Nacht einen besonders tiefen Schlaf. Hilfe bekam ich jedenfalls nicht, und deshalb trat ich noch härter zu.

Die Tiere kümmerten sich nicht um mich, abgesehen von einem recht müde wirkenden Zuschauen.

Dann knirschte Holz. Mein erster Schritt auf dem Weg in die Freiheit.

Noch einmal trat ich mit aller Kraft gegen das Hindernis, und der zweite Erfolg stellte sich ein. Ich hatte den Riegel gesprengt.

Die kleine Tür flog auf. So hart, daß sie gegen die Rückwand schlug und wieder nach vorn prallte.

Nun ging ich in die Hocke.

Den zwei Hyänen gönnte ich noch einen letzten Blick. Sie kümmerten sich nicht um mich. Sie blieben liegen und gähnten.

Ich konnte aus dem offenen Eingang kriechen und beeilte mich dabei.

Geschafft! Ohne mich lange auszuruhen, stand ich auf.

Der Riegel war zerstört, ich schob die Tür deshalb nur provisorisch zu und atmete tief durch. Die frische Nachtluft tat mir gut. Sie möbelte mich wieder auf. Den Raubtiergestank ließ ich zum Glück hinter mir.

Die Wohnmobile oder Wohnwagen der Mitarbeiter waren jenseits des Zirkuszeltes aufgestellt worden, aber dorthin wollte ich zunächst

nicht.

Natürlich hatte ich den ungleichen Kampf nicht vergessen. Noch immer tanzte der Schattenriß des Killer-Clowns vor meinen Augen, und der spitze Hut ging mir nicht aus dem Sinn.

Der Killer-Clown hatte mich provoziert. Mich gedemütigt und lächerlich gemacht, um mir seine Macht zu zeigen. Okay, das konnte ich nicht mehr rückgängig machen, deshalb sollte es kein zweites Mal geschehen.

Die verdammten Stiche im Kopf erinnerten mich unaufhörlich an meine Niederlage.

Über dem Platz lag die nächtliche Stille. Noch immer kam ich nicht damit zurecht, daß niemand den Krach gehört hatte. Alle schienen sich gegen mich verschworen zu haben.

Um den Wagen ging ich herum. An der Vorderseite blieb ich stehen und schaute durch das Gitter.

Die Hyänen lagen noch immer auf ihren Plätzen. »Macht's gut, Freunde«, sagte ich leise. »So schnell und so nah werden wir uns wohl nicht wiedersehen.«

In den anderen Raubtierwagen herrschte Ruhe. In zwei schaute ich hinein.

Sah einen Löwen, der schlief, und wenig später konnte ich das Fell eines Pumas schimmern sehen. Hier war die Welt auf den Kopf gestellt worden. Nicht das Raubtier war der Mörder, sondern der Mensch. Ich hatte erlebt, daß er ein hungriges Raubtier noch übertraf.

Vor mir ragte das Zelt empor. Es war keines dieser absolut hohen Zelte.

Man konnte von einer mittleren Größe sprechen.

Die Plane war kaum anzuheben. Das hatte ich schon vor einigen Stunden festgestellt, als ich mit der Wache begann. Aber ich kannte mich aus und ging zu einem der Seiteneingänge, die nicht für das Publikum gedacht waren.

Ich zog die Plane auf, ging vor, blieb stehen. Die zurückschwingende Plane prallte gegen meinen Rücken, aber das ignorierte ich. Zu erkennen war im ersten Augenblick nichts. Alles schwarz.

Bis sich meine Augen an die Verhältnisse gewöhnt hatten. Da sah ich die halbrunden Ränge, auch die runde Abtrennung der Manege und die hellere Oberfläche innerhalb des Kreises. Sie war mit Sägespänen bedeckt. Ich sah auch den Schatten, den Umriß, und ich wußte, daß er der Tote war. Das Licht ließ ich brennen und bewegte den Strahl über die Späne hinweg. Dabei sah ich auch die dunklen Flecken in den Sägespänen. Blut!

Der Mann war beim Kampf verletzt worden und hatte Blut verloren. Die Spur führte mich direkt zu ihm.

Neben dem Toten blieb ich stehen. Plötzlich kümmerte ich mich

nicht um ihn, denn ich hatte dicht hinter seinem Kopf meine Beretta entdeckt. Der Mörder hatte sie dort abgelegt!

Ich nahm die Waffe an mich. Bevor ich sie wegsteckte, überprüfte ich, ob sie noch geladen war.

Ja, die Silberkugeln steckten noch im Magazin, das ich wieder in den Griff hineinschob.

Bevor der Mann gestorben war, hatte er noch mehrere Stiche abbekommen.

Die Verletzungen waren deutlich zu sehen. Nicht zu tiefe Wunden, bis auf eine, wo ihn die Lanze unterhalb der Achsel erwischt hatte.

Getötet worden war er dann durch einen Treffer in den Bauch. Ich schauderte zusammen, als ich diese Wunde im hellen Kreis meiner kleinen Leuchte sah. Es war schlimm, und mich überkam eine wilde Wut.

Ich haßte plötzlich den Killer-Clown.

Ja, ein Clown! Davon ließ ich mich nicht abbringen. Aber es mußte nicht der Clown sein, der die Besucher mit seinen Spaßen erfreute. Jeder konnte sich ein Kostüm überziehen und sich entsprechend schminken.

Den Toten kannte ich nicht. Ich hatte ihn auch nicht auf dem Gelände gesehen. Er war relativ jung, höchstens dreißig. Schwarzes Haar, eine dunklere Hautfarbe als ein Mitteleuropäer und eine leicht gebogene Nase.

Und keiner hatte etwas gehört oder gesehen. Nur ich. Das war schon seltsam und brachte mich ins Grübeln. Es war doch nicht normal. Meine Tritte gegen die Tür hätten doch auffallen müssen. Aber alle Mitarbeiter dieses mittelgroßen Zirkusses lagen in ihren Betten und schliefen.

Etwas stimmte da nicht.

Ich würde es in dieser Nacht nicht mehr herausfinden und überlegte, ob ich schon jetzt die Kollegen von der Mordkommission anrufen sollte.

Mein Handy lag im Wohnwagen, der mir von der Direktorin Julia Sargasso zur Verfügung gestellt worden waren.

Die Frau war zu bewundern, denn sie führte die Mannschaft und den Zirkus allein. Ihre Eltern hatten sich zur Ruhe gesetzt. Sie lebten irgendwo in Spanien und ließen es sich gutgehen.

Die meisten Mitarbeiter hatte ich am vergangenen Tag kennengelernt, und jetzt fiel mir der Name des Clowns wieder ein.

Er hieß Bousu!

Französisch wohl. Ob er tatsächlich so getauft worden war, konnte mir niemand sagen. Er hieß einfach so. Aber zwischen den Vorstellungen war er nicht eben der große Spaßmacher, sondern ein mürrischer Mann, der lieber in Ruhe gelassen werden wollte.

Daß diese erste Nacht so verlaufen würde, damit hätte ich nicht gerechnet, und eigentlich hatte ich diesen Job ja Jane Collins zu verdanken, denn sie kannte Julia Sargasso recht gut. Wo die beiden Frauen sich zum erstenmal getroffen hatten, wußte ich nicht. Jedenfalls war die Direktorin über Janes Beruf informiert und hatte ihr auch versprochen, sie zu engagieren, wenn sie mal eine Detektivin benötigte. Dieser Fall war nun eingetreten. Der Tote vor meinen Füßen war jedoch nicht der erste in diesem Zirkus.

Alle drei Monate hatte es hier einen Toten gegeben.

Den vierten insgesamt.

Und alle waren an verschiedenen Plätzen umgekommen. Nicht nur hier in der Nähe von London, wo der Zirkus überwintern sollte, wenn die letzten drei Vorstellungen gegeben worden waren. Niemand konnte sich vorstellen, wer der Killer war. Er hatte die Toten hinterlassen, war aber selbst nicht gesehen worden, obwohl der Verdacht bereits auf den Clown gefallen war, denn er hatte sich bei den Vernehmungen, das wußte ich aus den Protokollen, nicht eben kooperativ gezeigt.

Jetzt hatte ich ihn gesehen. Das heißt, nicht genau. Mir war es nur so vorgekommen. Seinen spitzen Hut hätte auch ein anderer aufsetzen können.

Vier Tote bisher!

Und alle Männer waren an verschiedenen Orten gestorben. Für mich verbargen diese Taten etwas Rituelles. Einen genauen Grund dafür gab es nicht, es war einfach das Gefühl, das mich dazu trieb, so und nicht anders zu denken.

Im letzten Winter hatte die Mordserie begonnen. Der zweite Mord war im Frühling geschehen, der dritte im Sommer und der vierte jetzt im Herbst.

Also hatte sich der Kreislauf geschlossen, und ich suchte so etwas Ähnliches wie einen Jahreszeiten-Killer.

Eine Theorie, gewiß, auch nicht haltbar, aber sie wollte mir nicht aus dem Kopf.

Eine Weile stand ich bereits mit eingeschalteter Lampe vor dem Toten.

Erst jetzt dachte ich daran, daß ich auch eine gute Zielscheibe abgab.

Der Mörder war zwar nicht zu sehen, aber er konnte sich durchaus noch im Zelt versteckt halten. Der Gedanke daran ließ bei mir einen Schauer zurück. Ich schaltete die Lampe aus.

Im Dunkeln blieb ich stehen. Lauschte. Die Kälte auf meinem Rücken kroch allmählich höher. Auch die Schmerzen im Kopf spürte ich wieder deutlicher, und ich glaubte daran, daß diese Nacht auch weiterhin nicht so ruhig verlaufen würde wie die meisten anderen.

Erst jetzt, wo ich in dieser Konzentration stand, achtete ich auch auf

die Außengeräusche. So hörte ich den Wind außen an der Plane entlangstreichen. Auch die Tiere schliefen nicht alle. Hin und wieder knurrten sie oder gaben andere Geräusche von sich.

Nur lachten sie nicht.

Das tat ein anderer.

Und dessen Lachen hallte mir wie eine teuflische Botschaft entgegen!

***

Der Killer-Clown hatte es ausgestoßen. Es gab für mich einfach keine andere Lösung. Er mußte sich irgendwo in diesem verdammten Zelt versteckt halten und hatte das Lachen auf die Reise geschickt. Es wehte auch aus keiner bestimmten Richtung, es war einfach da und umschallte mich wie eine teuflische Botschaft.

Unternehmen konnte ich nichts. Der andere hielt die Trümpfe in der Hand, während ich wie auf dem Präsentierteller stand und mich mit der Dunkelheit zurechtfinden mußte.

Das Lachen blieb. Der Killer holte nicht mal Luft. Es kam mir vor, als müßte ich mich damit abfinden, es aus Lautsprechern zu hören, was durchaus möglich war.

So natürlich war es nämlich nicht, aber es hörte so schnell auf, wie es aufgeklungen war.

Stille trat wieder ein, nur von meinen eigenen Atemgeräuschen unterbrochen.

Ich ging zur Seite und bewegte mich in der Dunkelheit bis an den Rand der Manege.

Auch hier entdeckte ich keine Spur des Lachers. Ich hörte auch niemanden davonlaufen. Es blieb still.

Zum Narren halten lassen wollte ich michnicht. Der Killer wußte, wo er mich finden konnte, wenn er mich denn sehen wollte, und ich würde ihn erwarten.

Wenig später hatte ich das Zelt wieder verlassen und den Geruch der Manege hinter mir gelassen. In der kühlen Nachtluft fühlte ich mich bald besser. Auch mein Kopf klärte sich allmählich. So nahm ich Kurs auf den mir zur Verfügung gestellten Wohnwagen, in dem ich zwar einige Stunden des Tages, aber noch keine Nacht verbrachte hatte. Die nächsten Stunden würden eine Premiere sein.

Kopfschüttelnd dachte ich über die Stille und auch die schlafenden Menschen nach. Wieso hatte niemand etwas gehört? Das war doch nicht normal gewesen. Etwas mußte mit den Leuten geschehen sein, und darüber wollte ich auch mit Jane Collins sprechen, wenn sie kam. Sie hatte erst mit mir zusammen im Wagen bleiben wollen, es sich aber dann überlegt, denn ihr war noch ein Termin dazwischengekommen, aber ab dem nächsten Tag wollte sie an meiner Seite bleiben, das hatte sie auch der Direktorin versprochen.

In offizieller Mission war ich nicht hier. Ich hatte Jane nur einen Gefallen tun wollen, das war alles. Aber nach dieser Untat würde ich Sir James und Suko Bescheid geben, das stand fest.

Mein Wagen stand dort, wo auch die anderen parkten. Er war nicht besonders groß, auch nicht unbedingt luxuriös. Wer auf dem Zirkusplatz ein 5-Sterne-Hotel erwartete, war an der falschen Adresse. Für die wenigen Nächte reichte der Wagen jedoch aus.

Zwischen den Wagen hingen kleine, helle Kugeln. Lampen, die über einen Akku von einem Generator gespeist wurden.

Bevor ich den hellen Wagen betrat, blieb ich noch an der Tür stehen und warf einen Blick zurück. Nicht zum erstenmal ermittelte ich in der exotischen Umgebung eines Zirkusses, aber eine derartige Totenstille hatte ich noch nie erlebt. Sie war nicht normal. Zwar schliefen die Menschen in der Nacht, aber sie erwachten häufig bei den leisesten Geräuschen.

Der Killer-Clown ließ sich nicht blicken. Ich hörte ihn auch nicht lachen.

Da mir plötzlich eine Idee gekommen war, ließ ich den Türgriff los und wandte mich von meinem Wagen ab. Der Begriff Clown hatte mich auf eine Idee gebracht.

Als es noch hell gewesen war und ich mich umgesehen hatte, da hatte ich mir eingeprägt, wo die Mitarbeiter des Unternehmens schliefen, wo ihre Wohnwagen standen. Ich wußte auch, daß Bousu, der Clown, in einem Wohnmobil allein lebte. Es war zwar nicht die richtige Zeit, um ihm einen Besuch abzustatten, aber ich wollte mir später keine Vorwürfe machen. Also ging ich die Gasse entlang, duckte mich unter einer gespannten Leine hinweg und hatte bald den Wagen erreicht, in dem Bousu schlief.

Alles war ruhig. Man konnte den Wagen vom Fahrerhaus und von der Rückseite betreten. Dort stand ich.

Der Griff schimmerte und lockte mich. Ich faßte ihn an und drückte ihn nach unten, aber es tat sich nichts. Bousu hatte abgeschlossen.

Das nahm mir nicht den Wind aus den Segeln, und so schaute ich mir den zweiten Eingang an.

Durch die Scheibe warf ich einen Blick in das Fahrerhaus. Es geschah ganz automatisch, aber ich zuckte zurück, als ich die Gestalt sah, die schräg hinter dem Lenkrad saß und schlief. Sie war etwas zur Seite gekippt und wurde von der geschlossenen Tür gehalten. Es gab keinen Zweifel. Der Clown schlief.

Und das im Fahrerhaus hinter dem Lenkrad, wo doch im Wagen ein Bett stand und Platz genug vorhanden war. Die Rätsel nahmen zu. Wenn ich den Gedanken weiterhin verfolgte, konnte ich davon ausgehen, daß ich der einzige Mensch in dieser Nacht war, der nicht schlief, abgesehen von dem Killer natürlich. Vorzeichen, die darauf

hindeuteten, daß es auf ein Duell zwischen ihm und mir hinauslief.

Warum? Was hatte gerade ich ihm getan, daß ich von ihm ausgesucht worden war? Er wußte nichts über mich. Und ich nichts über ihn. Trotzdem mußte er mich kennen. Er hatte mich ja auch bei meinem nächtlichen Rundgang in die Falle laufen lassen.

Den echten Clown schaute ich mir noch einmal an, um sicherzugehen, daß er auch schlief und nicht etwa tot war.

Letzteres war glücklicherweise nicht der Fall. Er schlief aber wie ein Toter.

Mir blieb nichts anderes übrig, als mich zurückzuziehen und in meinen Wagen zu gehen. Daß ich in den nächsten Stunden so gut wie keinen Schlaf finden würde, stand auch fest. Ein Blick zur Uhr ließ mich wissen, daß der neue Tag bereits sechs Minuten alt war.

Wieder lief ich zu meinem Gastwagen zurück. Und wieder war ich auf der Hut. Es gab zu viele dunkle Ecken und auch Verstecke, wo sich ein heimtückischer Killer verbergen und blitzschnell zuschlagen konnte.

Es war noch kühler geworden, und der Atem kondensierte vor meinen Lippen. Diesmal hielt mich nichts mehr davon ab, die Tür zu öffnen. Ich hatte auch einen Schlüssel bekommen und sie nach dem Verlassen des Wagens abgeschlossen. Trotzdem zog ich meine Waffe und war dementsprechend vorsichtig, als ich den Wagen betrat.

Düsternis empfing mich. Ich hatte kein Licht brennen lassen und sah die Einrichtungsgegenstände nur undeutlich. Auch die Luft fiel mir auf. Sie war mit der außerhalb des Fahrzeugs nicht zu vergleichen. Sie schien zwischen den Wänden zu stehen.

Ich zog die leichte Tür wieder zu, blieb aber in ihrer Nähe stehen. Mich überkam das, worüber früher gelacht worden war, woran ich mich aber mittlerweile gewöhnt hatte.

Ein seltsames Gefühl, ein Kribbeln. So etwas wie eine Vermutung, die nicht bewiesen werden konnte, denn ich konnte mir einfach nicht vorstellen, daß jemand den Wagen während meiner Abwesenheit betreten hatte. Ich sah ihn nicht, war aber doch nicht so ganz davon überzeugt, daß er wieder gegangen war. Er war wieder verschwunden, aber er hatte hier etwas getan, erledigt, oder gesucht.

Ich überlegte wirklich, ob ich das normale Licht einschalten oder mich auf meine kleine Lampe verlassen sollte. Ich entschied mich für das Deckenlicht.

Die Schale unter der Decke wurde hell und streute ihr Licht in den Wagen.

Das Bett stand an der Wand. Gegenüber schimmerte das helle Holz eines Einbauschranks. Zum Heck hin waren der Tisch und die Sitzgelegenheiten im Boden verankert, und da war auch die Falttür, hinter der sich die chemische Toilette versteckte.

Es war nicht alles normal, und ich mußte zweimal hinschauen, um es zu begreifen.
Auf dem Bett lag ein Tuch.
Das zumindest meinte ich. Beim Näherkommen stellte ich fest, daß es ein Mantel war, ein Umhang, besser gesagt. Weiß von der Grundfarbe und mit einem roten Templerkreuz versehen, und das wiederum war durch zahlreiche Messerstiche zerfetzt worden, wobei sich nahe dieser Stelle noch einige Blutspuren verteilten, die sicherlich von dem Toten im Zelt stammten…

***

Auch ich erlebte immer wieder Überraschungen, und ich hatte recht behalten. Diese Nacht war für mich noch nicht beendet. Es ging weiter.
Der Killer hatte mir etwas hinterlassen, was diesem Fall eine völlig neue und auch andere Dimension gab.
In diesem Wohnwagen lag ein Templer-Mantel!
Ich schüttelte den Kopf, weil ich keinen Zusammenhang sah. Dann ging ich zum Bett, hob den Mantel an und schaute nach, ob sich darunter etwas verbarg.
Nichts. Nur die normale Decke und das flache Oberteil, mit dem ich mich zudecken konnte.
Den Umhang behielt ich in der Hand und hob ihn hoch, um ihn genauer betrachten zu können. Wer immer sich daran »vergangen« hatte, er mußte von einem irrsinnigen Haß gegen die Templer erfüllt gewesen sein, denn er hatte wie ein Wahnsinniger zugestochen und zahlreiche Löcher hineingefetzt.
Mit allem hatte ich gerechnet, damit allerdings nicht, und ich konnte deshalb nur den Kopf schütteln. Grundlos war es nicht geschehen, und der Täter hatte sich auch keinen x-beliebigen Mantel ausgesucht, sondern einen der Templer.
Also mußte es einen Zusammenhang zwischen dem Killer-Clown, dem Zirkus und den Templern geben.
Aber welchen?
Ich dachte nach oder startete einen Versuch. Auf die Schnelle brachte das nichts. Deshalb faltete ich den Mantel zusammen und legte ihn neben die Liege. Es war nicht eben beruhigend für mich, zu wissen, daß der Killer auch dem Wagen einen Besuch abgestattet hatte. Ich fühlte mich noch immer beobachtet und an der Nase herumgeführt. Ab jetzt mußte ich in anderen Dimensionen denken. Daß Templer hier eine Rolle spielten, direkt oder indirekt, darauf wäre ich nie im Leben gekommen. Aber die Verbindung war da, und ich dachte nach, wer mir wohl nähere Auskünfte darüber geben konnte.
Mir kam der Gedanke an Julia Sargasso. Die Direktorin mußte sich

einfach auskennen. Sie hatte den Zirkus von ihren Eltern übernommen, und wahrscheinlich wußte sie auch über die Templer Bescheid.

Über sie war ich nicht an den Fall herangekommen, wohl aber über Jane Collins. Ich erinnerte mich daran, daß mir die Detektivin während unseres Gesprächs immer wieder deutlich gemacht hatte, wie wichtig es Julia Sargasso war, daß Jane gerade von mir Unterstützung erhielt. Und sie war richtig erlöst gewesen, als die Zusage eingetroffen war, obwohl ich lieber zwei ruhige Tage gehabt hätte, denn der letzte Fall war schon ein Hammer gewesen.

Zur Ruhe war ich nicht geboren, deshalb hatte ich nun ein neues Problem am Hals. Ich saß auf der Bettkante und wollte nachdenken. Vor allen Dingen interessierte es mich, woher der Mantel stammte und wer sein Besitzer war oder gewesen war.

Ein Templer?

Oder einer, der sich mit diesem speziellen Outfit nur geschmückt hatte?

Die Fragen stellte ich mir selbst, aber Antworten konnte ich mir darauf nicht geben. Bestimmt hatte der Umhang nicht diesem mörderischen Clown gehört, denn er war von ihm zerfetzt und bei mir als Zeichen oder Beweis hinterlegt worden.

Er war zugleich auch eine Spur. Es gab also jemanden, der die Templer haßte und sicherlich seine Gründe hatte. Ich kannte Menschen, die den rechten und echten Templern die Pest an den Hals wünschten. Das waren die abtrünnigen Mönche, diejenigen, die den falschen Weg gegangen waren und nun dem Dämon mit den Karfunkelaugen, Baphomet, dienten. Gehörte dann der Clown zu ihnen? Das hätte zumindest die Morde erklärt, denn die Baphomet-Diener waren verdammt grausam und nicht darauf bedacht, Menschenleben zu achten, wenn es um ihre eigenen finsteren Ziele ging.

Wie ich es drehte und wendete, der Mantel konnte nicht sprechen und mir deshalb auch keine Antwort geben. Die mußte ich von anderer Stelle kriegen, und wieder kam mir der Name Julia Sargasso in den Kopf. Ob es nun früh oder spät war, das sollte mich nicht stören. Ich wollte sie noch in dieser Nacht sprechen.

Meine Kopfschmerzen waren noch immer vorhanden, auch hatte der Nacken eine leichte Schwellung bekommen. Beides gefiel mir nicht, weil es mich behinderte. Gegen den Druck im Kopf konnte ich etwas tun. In meiner Reisetasche befanden sich auch Schmerztabletten. Die Pillen steckten in der Innentasche, und Mineralwasser war auch vorhanden.

Zwei Tabletten schluckte ich. Die Wirkung würde ungefähr eine Viertelstunde später einsetzen, da hatte ich so meine Erfahrungen.

Von der Größe her war ich kein Mensch für einen Wohnwagen. Beim Stehen stieß ich mit dem Kopf fast gegen die Decke. Deshalb mußte ich mich an den Seiten etwas gebückt halten.

Das Licht hatte ich gelöscht, um aus dem Fenster schauen zu können.

Draußen war alles ruhig. Zumindest an dieser Seite. Nach einigen Minuten ging ich zum gegenüberliegenden Fenster und beobachtete von dort die Umgebung.

Da regte sich auch nichts. Der Zirkus lag im Tiefschlaf.

Ich zog mich wieder zurück. Das Bett war der bequemste Platz zum Sitzen, aber auch zum Liegen. In der Länge reichte es soeben für mich aus, und ich ließ mich langsam nach hinten fallen, wobei ich die Arme unter dem Kopf verschränkte und gegen die Decke schaute.

Noch immer hatte ich die Kollegen von der Mordkommission nicht alarmiert.

Ich wollte mir damit auch bis zum Morgen Zeit lassen, weil ich vom Feeling her davon ausging, daß in den folgenden dunklen Stunden noch etwas passieren konnte. Der zerfetzte Templermantel hatte mir bewiesen, daß diese Ahnung gar nicht so weit hergeholt worden war.

Ich gewöhnte mich an die Ruhe. Auch die Schmerzen gingen allmählich zurück. So wurde ich wieder zu einem Menschen, der normal dachte, aber bald einsehen mußte, daß er zu keinem Resultat kam.

Dafür überschwemmte mich die Müdigkeit. Ich hatte aber nicht vor, in so einen tiefen Schlaf zu fallen, wie die anderen, aber irgendwo fordert die Natur immer ihr Recht.

Ob ich es nun wollte oder nicht, mir fielen einfach die Augen zu.

Langsam und schwer wie Metallplatten.

Ich sackte weg.

Nicht sehr lange, denn es gab einen Augenblick, an dem ich regelrecht aufschreckte. Trotzdem hatte ich tief und fest geschlafen und kam mit mir selbst noch nicht zurecht, da ich im ersten Moment nicht wußte, wo ich mich befand.

Das war nach wenigen Sekunden vorbei. Ich richtete mich aus der liegenden Haltung auf und warf dabei einen Blick auf meine Uhr.

Kurz nach zwei war es.

Auf dem Bett blieb ich sitzen, die Füße auf dem Boden. In meiner Umgebung war es ruhig. Trotzdem kam es mir jetzt vor, als hätte mich jemand geweckt.

Der Killer?

Der Gedanke brachte die Erinnerung an die Untat zurück. Ich spürte das innerliche Zittern. Eine gewaltige Wut überschwemmte mich, weil man mich in die Defensive gedrängt hatte, und mir war es auch noch nicht gelungen, sie zu verlassen oder sie ins Gegenteil umzukehren.

Das Kratzen an der Wagenwand war nicht zu überhören. Aber es war

nicht innen entstanden, sondern außen. Da schienen irgendwelche Krallen entlanggeglitten zu sein. Ein Tier?

Mit diesem Gedanken stand ich auf. Ich war auf der Hut, als ich mich dem Fenster näherte und abermals Geräusche hörte. Diesmal kein Kratzen, dafür mehr ein dumpf klingendes Klopfen, als wollte mir jemand eine Warnung zukommen lassen.

Neben dem Fenster blieb ich stehen. Mit der Schulter berührte ich die Innenwand.

Ich spähte hinaus.

Es war und blieb dunkel.

Keine Bewegung war festzustellen, doch geirrt hatte ich mich bestimmt nicht. Wer immer sich bei mir bemerkbar gemacht hatte, er mußte unter dem Fenster hocken, so daß ich ihn nicht sah.

Ich wartete…

Beides wiederholte sich nicht. Das Tier oder ein anderes Wesen schien sich zurückgezogen zu haben.

Das allerdings war nicht der Fall. Ein Mensch hielt sich draußen auf. Ich hörte seine Stimme.

»Sinclair!«

Jemand hatte meinen Namen gerufen. Wieder eine Überraschung, die mich zusammenschrecken ließ. Von dem Killer-Clown hatte ich bisher nur das Lachen mitbekommen, aber ich konnte mir vorstellen, daß er auch meinen Namen gerufen hatte.

Ich wollte einen größeren Ausschnitt sehen und bewegte mich dichter an die Scheibe heran.

Nein, ich sah ihn nicht.

Oder?

Wie ich schon erwähnte, es gab hier einige Lampen zwischen den Wagen wie künstliche Monde. Und im Schein einer dieser Kugeln malte sich unter ihr ein Umriß ab. Das konnte er sein. Er wartete dort auf mich, und ich würde ihm den Gefallen tun.

Die Tür war nicht weit entfernt. Ich hatte sie mit zwei Schritten erreicht.

Dort zog ich meine Waffe und öffnete sie dann sehr vorsichtig. Dem Beobachter war dies genau aufgefallen, denn als sie offenstand, sprach er mich wieder an.

»Sinclair, du verfluchter Templerfreund!«

In seiner Stimme lag der blanke Haß auf mich, auf die Templer oder auf uns beide zusammen. Ich konnte mir keinen Grund für diesen Haß vorstellen, zumindest nicht mir gegenüber. Mich hatten die Worte überrascht, denn ich hätte mir von dem Mörder eine andere Begrüßung erwartet, und wenn es eine Kugel gewesen wäre.

Ich zog die Tür ganz auf, blieb aber im toten Winkel stehen, um kein Ziel zu bieten. Schräg peilte ich nach draußen und bekam den Killer-

Clown tatsächlich zu Gesicht.
Er stand in einer gewissen Entfernung. An eine Schußweite wollte ich dabei nicht denken. Tagsüber wäre es anders gewesen, aber nicht hier und nicht in der Dunkelheit. Er hob sich auch von der Umgebung ab, zumindest was seinen Kopfschmuck anging, denn der spitze Hut war heller als die übrige Kleidung, abgesehen von einem sehr breiten Latz, der seinen Hals umgab und bis zur Brust reichte.
Das Licht streifte sein Gesicht nur. Es machte es zu einer hellen, fettig wirkenden Masse. Wahrscheinlich hatte er die Haut mit weißer Schminke überzogen.
»Was willst du?« fragte ich ihn.
»Dich!« schrie er zurück. »Und ich werde dich auch kriegen, Sinclair, verlaß dich darauf!«
»Das hättest du schon längst haben können. Gratuliere, die Falle war perfekt.«
Er lachte und quietschte dabei. »Klar, das hätte ich auch so haben können. Nur wollte ich es uns nicht so leicht machen. Aber eines merk dir genau. Der Zirkus hier gehört mir. Ich habe hier zu sagen, denn ich bin der eigentliche Herrscher.«
»Und jemand, der die Templer haßt!«
»Ja, auch das.«
»Warum?«
»Du wirst versuchen, es herauszufinden. Ich habe dir den Mantel überlassen. Ein Sinnbild, etwas, das dich immer an mich erinnern soll, Sinclair. Ich weiß, wie du zu den Templern stehst. Ich habe mich auf dich gefreut. Das Schicksal hat sich ziemlich günstig mir gegenüber gezeigt. Es brachte uns zusammen.«
»Alles gut und schön«, rief ich ihm zu. »Nur würde ich gern wissen, wer du bist. Oder hast du keinen Namen?«
»Doch!«
»Nenn ihn?«
Er lachte mir vor seiner Antwort schallend entgegen. »Du hast mich längst schon gesehen, aber du weißt nicht, wer ich bin. Ich kann jeder sein. Eine Frau, ein Mann, ein Helfer, ein Artist, ein anderer Künstler. Tagsüber tarne ich mich, aber es gibt Zeiten, wo ich mein wahres Gesicht zum Ausdruck bringe.«
»Warum haßt du den Orden? Was hat man dir getan?«
»Finde es heraus.«
»Bist du ein Diener des Dämons Baphomet?«
»Kann sein, Sinclair. Ist alles möglich. Alles fließt, und ich werde dafür sorgen, daß es auch weiterhin in Bewegung bleibt. Wir sehen uns noch, John Sinclair!«
Es waren seine letzten Worte. Er zog sich zurück, aber das wiederum wollte ich nicht zulassen. Die Chance, an ihn heranzukommen, war

relativ günstig.

Der Killer-Clown hatte sich noch nicht ganz abgewendet, da füllte meine Gestalt schon die Türbreite aus. Ich sprang zu Boden, um dem Clown nachzulaufen, als alles anders kam, als ich es mir vorgestellt hatte.

Verdächtige Geräusche hatte ich nicht mitbekommen. Möglicherweise im letzten Augenblick, da hörte ich plötzlich das weiche und sehr schnelle Tappen irgendwelcher Pfoten.

Ich wirbelte nach rechts.

Der langgestreckte Schatten war schon unterwegs. Und diesmal hatte ich es nicht mit einem Menschen zu tun, denn der Killer bewies mir zum zweitenmal, welche Macht er über die Tiere hier ausübte.

Ich erkannte den mächtigen Kopf der Katze, dann hatte mich der Löwe erwischt. Ich verlor den Kontakt mit der Wand und kippte nach hinten, weil die Tür noch immer offenstand. Rücklings fiel ich wieder in den Wagen hinein und blieb auf dem Ausstieg liegen. Das Tier hatte seine Vorderpfoten auf meine Brust gestemmt und hielt mich so fest.

Der Druck war so mächtig, daß ich kaum noch Luft kriegte. Über mir schwebte das große Katzengesicht mit dem geöffneten Maul, aus dem mir nicht nur der warme Atem entgegenschlug, sondern auch das Knurren.

In dieser Lage konnte ich einfach nichts tun. Auch bei einem normalen Aktionskreis hätte ich den Kampf gegen den Löwen verloren. Ich steckte in der Raubtierfalle.

Und plötzlich mußte ich dem anderen vertrauen. Meine Hoffnung auf den Killer-Clown setzen, daß er das Tier soweit unter Kontrolle hatte, um mich zerbeißen oder schonen zu können. Ich hoffte, daß er mich schonen wollte, denn der Löwe war bereit, mir die Kehle zu zerfetzen.

Seine Pfoten drückten mich weiter in diese schräge Haltung gegen die Einstiegsstufe, deren Kante ich im Rücken spürte, wobei auf meiner Brust Stahlträger zu stehen schienen.

Mein Feind meldete sich nicht mehr. Irgendwann hörte ich einen Pfiff. Da rann mir der Schweiß bereits in die Augen, und auch der Löwe hatte das Zeichen vernommen.

Er warf zuerst seinen Kopf zurück, dann befreite er mich vom Druck seiner Pfoten und trottete davon. Er war wirklich der König der Tiere. Nicht einen Blick warf er zurück.

Ich rutschte nach vorn und kam mir dabei lädiert und auch malträtiert vor. Wenn ich Luft holte, spürte ich den Druck in meiner Brust, als wären die Knochen stark gewachsen.

Erst nach gut einer Minute rollte ich mich zur Seite und kam wieder auf die Füße.

Ich stemmte mich am Wagen ab, schüttelte den Kopf und hatte Schwierigkeiten mit der Atmung. Der Druck des Raubtiergewichts

machte sich auch jetzt noch bemerkbar.

Es hatte keinen Sinn, wenn ich den Killer suchte. In der Dunkelheit und auf diesem Gelände war er im Vorteil, denn hier kannte er sich aus. Der nächste Tag würde hoffentlich besser für mich laufen.

Bevor ich wieder zurück in den Wagen stieg, stellte ich mir nur eine Frage: Wer war dieser Mann?

***

Manchmal wirkt ein guter Schluck Wunder. Es gab zwar einen Kühlschrank, aber Alkohol fand ich dort nicht. So öffnete ich eine Coladose, um mir die Kehle erst mal auszuspülen und den schlechten Geschmack wegzubekommen.

Ich saß wieder auf dem Bett. Hin und wieder rieb ich gedankenverloren über meine Brust, war aber ansonsten mit anderen Überlegungen beschäftigt, als über mich selbst nachzudenken.

In diesem Zirkus ging etwas vor, mit dem ich noch nicht zurechtkam.

Jane Collins würde hier erscheinen, wenn es hell war. Ich dachte auch daran, daß ich von Julia Sargasso zum Frühstück eingeladen worden war und mit ihr über die Vorfälle der Nacht reden konnte.

Welche Rolle sie spielte und was sie genau wußte, war mir nicht bekannt. Ich würde ihr allerdings auf den Zahn fühlen, und ich mußte auch noch den Kollegen von der Mordkommission Bescheid geben.

Aber nicht nur ihnen. Auch eine andere Person war wichtig: mein Freund und Kollege Suko. Wenn er sich hier auf dem Gelände mal umschaute, war es mir wohler.

Mein Handy lag auf dem schmalen Tisch. Welche Zeit es auch war, wenn jemand für einen Anruf mitten in der Nacht Verständnis hatte, dann war es Suko.

Auf der Bettkante sitzend tippte ich die Nummer ein, hörte das Freizeichen und wartete, bis abgehoben wurde. Das Telefon stand bei Shao und Suko unter anderem im Schlafzimmer, und mein Freund war eigentlich immer sehr fit.

So war es auch jetzt. Schon nach dem dritten Durchläuten hatte er abgenommen, nur seine Stimme klang nicht eben freundlich.

»Ich bin es, Suko.«

»Verdammt, John.«

»Wieso sagst du das?«

»Du müßtest dich mal hören. Deine Stimme klingt, als wäre sie zum Teil eingequetscht worden.«

Ich konnte sogar lachen, auch wenn es weh tat. »Meine Stimme nicht gerade, aber ein Löwe hat sich auf mich gesetzt.« Ich übertrieb etwas.

»Ein Löwe, wie? Kein Tiger?«

»Hör auf, es stimmt, und ich habe in den letzten beiden Stunden einiges erlebt.«

»Moment mal, John, bevor du beginnst, hätte ich noch eine Frage. Du bist doch in diesem Zirkus oder auf dem Gelände.«
»Sogar in meinem Wohnwagen.«
»Wie schön.«
»Das hört jetzt auf«, sagte ich. Dann bekam Suko zu hören, was mir widerfahren war. Da vergingen ihm die Witze. Sie wandelten sich in saftige Flüche um.
»Es hat sich also alles so zugetragen, wie ich es dir berichtet habe. Der Fall, der mir zuerst vorkam, als wäre es keiner, hat Kreise gezogen. Es geht auch um die Templer.«
»Die dieser Clown haßt!«
»Und wie er das tut.«
»Was hast du vor?«
»Das kann ich dir nicht sagen, weil er die Regie führt. Er will das Spiel mit mir machen. Ich werde auf jeden Fall versuchen, die Regeln auf den Kopf zu stellen und sie nach meinen Bedingungen einzusetzen. Dabei sollst du mir helfen, indem du mir den Rücken freihältst.«
»Anders gesagt, ich soll kommen.«
»Ja.«
»Wann?«
»Na ja, wann kannst du?«
Suko überlegte nicht lange. »Wenn du willst, schwinge ich mich in meinen Wagen und bin so schnell wie möglich bei dir.«
»Ich überlege noch.«
»Was hält dich davon ab?«
»Der Tote.«
»Wieso?«
»Du könntest die Kollegen von der Mordkommission mitbringen. Wenn die anderen abgezogen sind, bleibst du da, aber hältst dich zurück, daß man dich nicht unbedingt sieht.«
»Kompliziert, aber nicht schlecht.«
»Bist du einverstanden?«
Suko lachte mir ins Ohr. »Für dich tue ich doch fast alles.« Das zweitletzte Wort hatte er besonders betont.
Aus dem Nachbarbett meldete sich Shao, die unser Gespräch mitgehört hatte. »Das habe ich mir auch so gedacht, daß er nur fast alles für dich tut, John.«
»Um welche Zeit sollen wir antanzen?«
»Gegen sieben Uhr am Morgen.«
»Wird erledigt. Dann bist zumindest du wach.«
»Darauf kannst du dich verlassen.«
Wie üblich gab mir Suko noch den guten Ratschlag, auf mich achtzugeben, dann herrschte wieder Stille um mich herum. Ich blieb nicht länger auf der Bettkante sitzen, sondern stellte mich geduckt vor

das Fenster und spähte durch die Scheibe.

Draußen war es finster. Ich aber fragte mich, was in dieser Dunkelheit vor sich ging und welch furchtbares Geheimnis sich hier noch versteckte.

Der nächste Tag, so hoffte ich, sollte mir darüber Auskunft geben können…

***

Und dieser Tag fing so an, wie meine Stimmung war. Einfach grau in grau. Ich hatte zwar etwas geschlafen, aber dieser Zustand hatte den Ausdruck nicht verdient. Es war nur immer dieses kurze Abkippen gewesen, aus dem ich dann hochgeschreckt war.

Mir war nicht bekannt, wie lange die Zirkusleute in der Regel in den Wagen blieben. Als die Mordkommission eintraf, war nur ich auf den Beinen.

Auch Sukos BMW stand in der Nähe, und mein Freund sprach mit einem Mann, der eine halblange Lederjacke trug und sein lichtes Haar mit einem grauen Hut schützte.

Wir hatten mit dem Chef der Truppe schon einige Male zusammengearbeitet, und so wunderten wir uns auch nicht mehr über seinen Namen Bethlehem. Als er mich sah, bekam sein Gesicht den Essiggurken-Ausdruck. Die rechte Hand zog er aus der Tasche und knetete meine Finger durch. »Sinclair am Morgen - bringt Kummer und Sorgen.«

»Das habe ich schon mal gehört.«

»Bestimmt von meinen Kollegen.«

»Kann sein.«

»Und wo finden wir den Toten?«

»Stilecht«, erklärte ich. »Der Mann liegt im Zelt. Mitten in der Manege.«

»Wie es sich für einen Zirkus gehört.«

»Sie sagen es, Mr. Nazareth.«

»Ha, ha, über den Witz kann ich ebenfalls nicht mehr lachen. Gehen wir endlich.«

Den Gefallen tat ich ihm gern, aber ich sorgte dafür, daß Suko an meiner Seite blieb. Die Kollegen brauchten wir nicht zu führen, denn das Zelt war nicht zu übersehen.

Wir sonderten uns von den anderen ab und blieben etwas zurück. Sukos gespanntem Gesicht war anzusehen, daß er reden wollte und ihn die Fragen quälten. »Du hast natürlich dafür gesorgt, daß Shao und ich nicht mehr einschlafen konnten oder es zumindest schwer damit hatten.«

»Wie ich.«

»Kann ich mir denken - jetzt, wo ich deinen Wohnwagen gesehen

habe. Ist ja nicht eben eine Luxushütte.«
»Innen sieht er anders aus.«
»Meinetwegen.« Suko nickte. »Ist sonst noch etwas vorgefallen nach unserem Gespräch?«
»Nein, nichts.« Ich deutete auf die Runde. »Eigentlich müßte dir doch etwas auffallen.«
Suko hob die Schultern.
»Denk mal nach.«
»Hör auf, John. Ich bin nicht gekommen, um irgendwelche Rätsel zu lösen. Was ist es?«
»Die Stille, Suko, einfachnur die Stille. Um diese Zeit müßten die meisten Mitarbeiter auf den Beinen sein oder sich zumindest die ersten Menschen gezeigt haben. Aber es ist ruhig. Man schläft, und das hat man auch in der Nacht getan. Niemand wurde wach, obwohl meine Befreiungsversuche nicht lautlos über die Bühne liefen. Aber es war keiner da, dem etwas aufgefallen wäre. Abgesehen von diesem Killer-Clown und dessen Opfer. Und das wirkt im nachhinein auf mich wie inszeniert.«
Suko stimmte mir zu. »Das ist verdammt unnatürlich, John. Da hast du schon recht. So müde kann kein Mensch sein. Das ist schon wie eine Seuche.«
»Aber eine unnatürliche.«
»Was willst du tun?«
»Die Leute wecken.« Ich grinste scharf, dann wurde ich wieder ernst.
»Dieser Schlaf ist nicht natürlich. Er kommt mir einfach vor, als hätte jemand dafür gesorgt.«
»Wie denn?«
»Gas.«
Suko runzelte die Stirn. »Du gehst aber hart ran.«
»Ich weiß es eben nicht. Möglicherweise auch durch Magie. Den Clown dürfen wir auf keinen Fall unterschätzen. Mittlerweile kommt es mir so vor, als hätte er auf mich gewartet. Er hat mir ja auch erklärt, wie wenig er die Templer mag. Da kann man einhaken.«
»Erst müssen wir ihn finden.«
»Auch das.«
»Wann taucht den Jane Collins hier auf?«
»Das weiß ich nicht. Jedenfalls haben wir keine Uhrzeit abgemacht. Ich denke mal, daß sie im Laufe des Vormittags hier erscheinen wird. Ist auch egal. Wir werden uns jetzt die Leiche anschauen, dann kannst du sehen, wie dieser Killer-Clown gewütet hat.«
Unsere Kollegen waren bereits im Zelt verschwunden. Wir hatten noch ein paar Schritte zu gehen, passierten ein Kassenhaus und hörten plötzlich den Kollegen Bethlehem toben. Was er sagte, bekamen wir nicht so genau mit. Er war zu weit entfernt und befand sich mit seiner

Mannschaft im Zelt, aus dem er wenig später wieder auftauchte, hochrot im Gesicht, den Hut in der Hand haltend. Seine Augen funkelten. Er drehte den Kopf wie jemand, der etwas suchte. Wir waren sein Ziel. Als er uns entdeckt hatte, schrie er noch einmal wütend auf und lief uns mit langen Schritten entgegen.

»Das riecht nach Ärger«, sagte Suko.

»Das gibt auch Zoff.«

»Warum? Ich kann mir keinen Grund vorstellen. Leichen und Tatorte zu untersuchen, ist sein Job.«

»Laß ihn reden.«

Kollege Bethlehem hatte seinen Hut wieder aufgesetzt. Allerdings etwas nach hinten gedrückt. Er schaute und ballte die Hände zu Fäusten.

»Hören Sie«, fing er an, nachdem er tief Luft geholt hatte. »Ich bin ja ein gütiger Mensch, aber was Sie mir da eingebrockt haben, kann ich nicht akzeptieren.«

»Moment, Kollege, Moment. Ich weiß selbst, daß der Tote nicht gut aussieht und er schon lange dort liegt…«

Bethlehem unterbrach mich mit einem Schrei. »Schon lange dort liegt?«

Er zerrte an meinem Ärmel. »Los, Sinclair, gehen Sie mit. Begleiten Sie mich in das Zelt, und dann können Sie mir den Toten zeigen.«

»Was soll das? Haben Sie selbst keine Augen im Kopf?«

»Doch!« flüsterte er. »Die habe ich schon. Ich habe Augen im Kopf. Sehr gute sogar. Aber wo nichts ist, da kann man auch nichts sehen, Sinclair. Verstehen Sie?«

»Allmählich schon. Die Leiche ist weg.«

»Perfekt, wirklich perfekt. Der Tote ist verschwunden. Einfach so. Er lag nicht in der Manege. Er lag auch nicht zwischen den Bänken und Sitzreihen. Es gab ihn einfach nicht. Er scheint sich aus dem Staub gemacht zu haben.«

»Es gibt also keine Leiche«, sagte Suko.

»Ja, Sie Schlauberger.«

»Gibt es denn Spuren? Sie glauben doch selbst nicht, daß sich John Sinclair das eingebildet hat.«

»Danach suchen wir gerade.«

»Der Mann hat geblutet, bevor er starb«, erklärte ich. »Ich glaube nicht, daß derjenige, der die Leiche weggeschafft hat, auch alle Spuren vernichtete.«

»Ach so ist das. Sie meinen, daß der Tote abtransportiert wurde?«

»Genau.«

Er hob die Schultern. »Ich weiß es nicht. Sie können sich den angeblichen Tatort ja anschauen.«

»Das hatten wir vor«, sagte ich.

Er stiefelte vor uns her wie jemand, der bis zu den Haarspitzen hin geladen ist. Wir hielten Abstand und sahen beide nicht glücklich aus.

»Das gefällt mir nicht«, sagte ich und schüttelte den Kopf. »Warum hat der Killer-Clown die Leiche verschwinden lassen?«

»Sein Problem.«

»Das ich gern erfahren würde.«

Im Zelt verteilten sich die Kollegen in der Manege und schauten ziemlich schadenfroh ins Leere.

Bethlehem benahm sich wie ein Feldherr. Er stand ungefähr dort, wo der Tote gelegen hatte, gab sich allerdings nicht mehr so aufgeregt, sondern sprach mit einem Mitarbeiter, der ihm eine durchsichtige Plastiktüte entgegenhielt. Als Bethlehem uns sah, ließ er den Mann stehen und kam uns entgegen. »Nun? Wo ist der Tote?«

»Nicht mehr da!« sagte ich.

»Genau. Aber wir haben tatsächlich Blutspuren gefunden. Ich muß meine Aussage relativieren.«

»Haben Sie denn geglaubt, ich hätte Sie hergeholt, um Ihnen einen Bären aufzubinden?«

»Nein, das nicht gerade, aber seltsam ist es mir schon vorgekommen. Das will ich Ihnen sagen.«

»Zu recht, Kollege.« Ich deutete dorthin, wo er schon gestanden hatte.

»Da genau ist die Tat geschehen, und sicherlich haben Sie auch dort die Spuren gefunden.«

»Ja, das habe ich.«

»Dann ist ja alles klar.«

»Für mich schon, Sinclair, für Sie nicht. Wenn Sie meinen, daß wir jetzt hierbleiben und Ihnen zur Seite stehen, haben Sie sich geirrt. Wir packen unsere Sachen und verschwinden wieder.«

»Das ist auch am besten, Mr. Bethlehem. Um den verschwundenen Toten werden wir uns kümmern.«

»Sehr gut.« Er war zufrieden, wollte aber noch etwas wissen und fragte: »Sagen Sie mal, Sinclair, ist das eigentlich immer so ruhig hier auf dem Gelände?«

»Nein. Nur wenn die Leute schlafen.«

»Und das tun sie um diese Zeit, wie?«

»Ja, oder sehen Sie jemanden?«

»Dann hätte sich Sie nicht gefragt. Aber komisch finden Sie es sicherlich auch.«

»Daran gibt es keinen Zweifel.« Ich räusperte mich. »Zumindest werden wir hier nicht arbeitslos werden.«

»Dann machen Sie mal. Ich bin ja nicht nachtragend und wünsche Ihnen viel Glück.«

»Herzlichen Dank.«

Er wollte noch etwas sagen, schüttelte lieber den Kopf, winkte mit beiden Händen ab und verschwand.

»Man kann es ihm nicht verübeln«, sagte ich. »Er liebt keine Überraschungen am frühen Morgen.«

»Du denn?«

»Auch nicht. Aber soll ich jetzt vor Scham im Boden versinken? Verdammt! Nein, das kann und will ich nicht. Also bleibe ich hier und kümmere mich um die Probleme.«

»Das heißt, wir gehen auf Leichensuche.«

Suko bekam die Antwort erst, als auch der letzte unserer Kollegen das Zelt verlassen hatte. »Alles deutet darauf hin.«

»Und wo willst du anfangen?«

»Keine Ahnung, aber mich würde schon interessieren, was eine gewisse Julia Sargasso zu diesen Vorfällen zu sagen hat.«

»Wer ist das?«

»Die Besitzerin oder Direktorin.« Suko lächelte. »Die natürlich auch schläft.«

»Davon gehe ich aus, sonst hätten wir sie längst gesehen.«

Wir hatten das Zelt verlassen und schauten den Wagen unserer Kollegen nach, die abfuhren. »Es gefällt mir nicht, John. Die haben die Flinte verdammt schnell ins Korn geworfen.«

»Hättest du sie gern länger hier gehabt?«

»Gern nicht. Aber sie hätten uns bei der Suche nach der Leiche helfen können.«

Ich schaute zu Boden und nickte vor mich hin. »Im Prinzip hast du recht, aber ich bin mit dieser Lage sehr zufrieden. Die Leute hätten nur alles aufgescheucht und den Killer vielleicht verscheucht oder ihn zumindest in Deckung getrieben. Das möchte ich nicht. Ich möchte ihn in der Annahme lassen, alles im Griff zu haben.«

»Hat er das denn nicht?«

Ich hob die Schultern.

»Wie sieht er denn aus?« fragte Suko. »Du hast ihn doch gesehen, und wir haben über die Beschreibung noch nicht gesprochen.«

»Gesehen ist gut. Zuerst als Schattenriß, und beim zweitenmal war er ziemlich weit entfernt. Jedenfalls trug er ein Clown-Kostüm und einen spitzen Hut auf dem Kopf.«

»Das ist viel.«

»Hör mit deinem Sarkasmus auf. Laß uns mal ein bißchen wandern.«

Noch immer schliefen die Menschen. Es war wirklich mehr als unnatürlich, und wir wanderten auf einem sehr stillen Gelände umher. Es meldeten sich auch keine Tiere, denn sie mußten meiner Ansicht nach Hunger haben. Die erste Fütterung stand dicht bevor. Doch auch die Tiere meldeten sich nicht. Sie schienen ebenfalls ruhiggestellt zu sein oder unter einer Apathie zu leiden.

Die Käfige standen von den Wohnwagen getrennt. Sie bildeten eine Gruppe für sich. Im respektablen Abstand war Suko vor dem Wagen mit den Löwen stehengeblieben. Er schaute durch die Stäbe und hatte dabei die Stirn in Falten gelegt. Als ich zu ihm kam, hob er den Arm. »Sieh dir die Könige der Tiere an. Ruhig liegen sie da. Schläfrig, blinzeln mal, lecken sich hin und wieder, ansonsten ist nichts. Keine Bewegung, kein Brüllen, keinen Hunger, die scheinen wie betäubt zu sein.«

»Das sind sie wohl auch auf irgendeine Art und Weise.«

»Der Killer-Clown scheint Macht zu haben.«

»Und mag die Templer nicht.«

»Darüber kommst du nicht hinweg, wie?«

»So leicht nicht, da hast du recht.«

Wir gingen weiter. Der Himmel hatte sich bezogen. Hoch über uns lag er wie ein graues Dach. Es würde ein trüber Tag werden.

Auch in den anderen Käfigen erlebten wir das gleiche Bild. Sehr ruhige Raubtiere, die auf uns einen apathischen Eindruck machten, als stünden sie im Bann einer Hypnose.

Sollte dieser Killer-Clown tatsächlich Macht über Menschen und Tiere haben, die einer Hypnose gleichkam? Auszuschließen war es nicht.

»Und in welchem Wagen hat man dich gefangengehalten?« fragte Suko.

»Wir müssen noch etwas weiter.«

»Zu den Hyänen, den Aasfressern.«

»Wieso?«

»Nur so, John. Sei froh, daß du nicht tot gewesen bist.«

»Danke, ich habe verstanden.« Wir gingen noch über einen aus Holzbrettern bestehenden Weg, der eine dicke Pfütze überdeckte, und standen wenig später vor dem Wagen mit den Hyänen.

Mich überlief es schon kalt und heiß zugleich, als ich an die vergangene Nacht dachte und mir jetzt die Tiere anschaute, die nicht so ruhig waren wie die Löwen oder die Pumas. Sie gingen hin und her, schlugen mit den Schwänzen, drehten die Köpfe, leckten sich die Schnauzen, starrten hin und wieder mit ihren kleinen Augen durch die Lücken zwischen den Stäben, fixierten uns dabei, machten aber keine Anstalten, uns vertreiben zu wollen.

Suko schüttelte den Kopf. »Warum, zum Henker, sind gerade die Hyänen so nervös?«

»An mir liegt es nicht.«

»Das dachte ich mir.«

»Der Killer-Clown muß ein besonderes Verhältnis zu ihnen haben, kann ich mir denken.«

Suko murmelte: »Man sagt den Hyänen nach, daß sie feige sind. Ich

will damit kein altes Vorurteil zementieren, aber der Killer selbst kommt mir auch feige vor, wenn ich daran denke, wie er diesen Menschen umgebracht hat.«

»Das kann man so sagen.« Suko wollte dem Verhalten der Tiere unbedingt auf den Grund gehen. Er trat näher an den Käfig heran, aber nicht so nahe, daß er hätte mit einem Tatzenschlag erwischt werden können. Ich schaute zu, wie er den Kopf bewegte, denn er suchte das Innere des Raubtierwagens ab.

Dann zuckte er zusammen. Ich hörte ihn leise fluchen. Umzudrehen, um mir Bescheid zu sagen, brauchte er sich nicht, denn ich war blitzschnell neben ihm.

»Schau dir das an, John.«

»Wo?«

Er wies nach links. »Etwas tiefer, beinahe schon an der Rückwand, aber nicht zu übersehen.«

»Was ist denn da?«

Er sagte nichts mehr. Ich sollte es selbst erkennen und wartete ab, bis eine Hyäne so weit zur Seite gegangen war, daß ich freies Blickfeld hatte.

Da lag etwas auf dem Boden, das einfach nicht dorthin gehörte, wie wir fanden. Es war hell, es war bleich, und es war auch an einigen Stellen dunkel vom Blut.

Es war eine menschliche Hand und ein Teil des Arms, und mir war klar, daß wir die Leiche gefunden hatten…

***

Plötzlich kam mir die Umgebung noch stiller vor. Ich hörte den Atem meines Freundes neben mir und vernahm auch sein leises Stöhnen.

Dann schüttelte er den Kopf, als wollte er gewisse Dinge nicht wahrhaben. Die wandernde Hyäne nahm uns wieder die Sicht auf den makabren Fund, und Suko fragte: »Willst du jetzt den Kollegen Bethlehem anrufen und ihm erklären, wo der Tote liegt?«

»Oder das, was von ihm übriggeblieben ist?« Ich schüttelte den Kopf.

»Nein, Suko, nein. Hyänen sind Aasfresser. Sie werden nicht mehr viel übriggelassen haben.«

»Das meine ich auch.«

Die Tiere waren satt. Sie kümmerten sich nicht mehr um die Reste. Ich merkte, daß sich mein Magen zusammengekrampft hatte. Es war schon ein harter Schlag für uns gewesen, und mein Körper war in einer kalten Gänsehaut gefangen.

»So etwas ist verdammt übel«, murmelte Suko, als er die Schultern hob.

»Was sollen wir machen?«

»Wir lassen ihn liegen.«

»Gut. Und dann?«
Ich ballte die Hände. »Verdammt noch mal, ich will endlich den Killer-Clown stellen. Ich weiß, daß er sich hier herumtreibt. Möglicherweise beobachtet er uns und freut sich diebisch darüber, daß wir den Toten entdeckt haben. Aber ich weiß nicht, wo ich anfangen soll zu suchen. Deshalb ist es auch wichtig, daß wir mit Julia Sargasso sprechen.«
»Wenn sie wach ist.«
»Dann wecken wir sie eben.«
»Du weißt, wo sie wohnt?«
»Sicher.«
»Dann los!«
Einen letzten Blick in den Wagen sparten wir uns. Mit gemischten Gefühlen machten wir uns auf den Weg durch die Stille, denn noch immer lagen die Menschen in ihrem unnatürlichen Schlaf, und das wollte mir einfach nicht in den Kopf.
Der Wind wehte gegen unsere Gesichter. Ich glaubte daran, daß er mir sogar den Aasgeruch in die Nase drückte. Das konnte auch Einbildung sein.
Dieser Fall machte mir schwer zu schaffen. Ich wußte, mit welchem Gegner ich es zu tun hatte, nur waren wir nicht in der Lage, ihn zu fassen. Er hielt sich zurück, und über seine eigentlichen Motive hatten wir noch nichts herausgefunden.
Hinzu kam die Stille auf und über dem Gelände. Sie war nicht natürlich.
Jemand hatte sie hergeholt und alles andere dabei ausgeschaltet. Damit kam ich noch nicht zurecht. Der Schlaf dieser Menschen konnte einfach nicht auf einer natürlichen Ursache basieren.
Das Wohnmobil der Direktorin stand bei den anderen Wagen. Es war länger und größer, was es auch sein mußte, denn Julia Sargasso hatte noch ihr Büro im Wagen.
Nicht wies darauf hin, daß sie schon auf den Beinen war. Die Fenster waren verhangen. Gardinen bedeckten die Scheiben von innen. Es brannte auch kein Licht, und Suko, der einmal um den Wagen herumgegangen war, hob die Schultern, als er mich wieder erreichte.
»Sieht nicht gut aus«, kommentierte er.
»Ich hoffe, daß sie nur schlafen.«
Er nickte. »Eben.«
Über eine andere Möglichkeit sprachen wir lieber nicht. Aber die Befürchtung ließ sich nicht aus meinem Kopf entfernen, daß dieser verfluchte Killer-Clown auf eine grausame Art und Weise eine blutige Spur hinterlassen und alle Menschen getötet hatte.
Ich war an die Tür des Fahrerhauses herangetreten. Wenn sie verschlossen war, würden wir sie aufbrechen, das stand für uns fest.

Ich probierte es und schüttelte den Kopf, denn sie war zu. Trotzdem gab ich nicht auf, startete einen zweiten Versuch, zog härter, und die Tür schwappte tatsächlich auf.

»Wer sagt's denn«, murmelte Suko.

Wir stiegen noch nicht ein, sondern blieben stehen und schauten in das Fahrerhaus. Dort saß niemand. Und wir hörten auch nichts. Keine Stimme, keine Geräusche, kein Atmen oder Schnarchen. Es war einfach wieder nur still.

Totenstill…

Der Vergleich wollte mir nicht aus dem Kopf, und er machte mich nicht gerade glücklicher.

Ich stieg in das Fahrerhaus. Man konnte von hier aus in den Wagen hineingehen, aber ich mußte erst einen Vorhang zur Seite ziehen. Er trennte das Fahrerhaus vom übrigen Wagen.

Ich bewegte mich langsam. Mein Herz klopfte ziemlich schnell. Ich dachte wieder an den Toten im Raubtierwagen, und es wurde mir bestimmt nicht wohler.

Vorsichtig bewegte ich den Stoff. Suko stand dicht hinter mir. Er hatte die Tür wieder geschlossen. Gemeinsam schauten wir in den langen und auch ziemlich breiten Wagen hinein, dessen Innenausstattung wirklich das Prädikat luxuriös verdiente.

Auch mit der Höhe kam ich zurecht. Wohn-und Schlafraum waren auch hier getrennt, aber die Faltwand stand offen, so daß wir in den Schlaf räum hineinschauen konnten.

Ein großes Bett war dort ausgefahren worden, auf dem bequem zwei Menschen Platz fanden.

Nur eine Person lag dort. Das war Julia Sargasso.

Schon beim ersten Anblick wußte ich, was mit ihr los war, und mich durchströmte das Gefühl der Erleichterung. Sie war nicht tot, sondern lag in einem tiefen Schlaf. Wir hörten sie atmen, und die Erleichterung stand uns ins Gesicht geschrieben.

Etwas war auffällig.

Julia Sargasso hatte, bevor sie zu Bett gegangen war, nicht die Kleidung gewechselt. Sie trug weder ein Nachthemd noch einen Schlafanzug, sondern ihre normale Kleidung, die sie auch am Abend angehabt haben mußte.

Dunkle Samtjeans und einen kurzen, beigefarbenen Pullover. Sie lag auf dem Bett wie hingegossen. Das konnte auch an den langen, dunklen Haaren liegen, die ihren Kopf wie das berühmte Vlies umgaben. Die Frau war ungefähr vierzig Jahre alt. Sie hatte ein etwas breites Gesicht mit relativ harten Zügen. Diesen Ausdruck konnte ihr auch die entspannende Weichheit des Schlafs nicht nehmen.

Neben dem Bett stand ein kleiner Tisch, auf dem geschäftliche Unterlagen ihren Platz gefunden hatten. Festgehalten wurden sie

durch eine rote Klammer und durch eine Flasche Wasser, die auf den Papieren stand.

Suko schüttelte den Kopf. »Wenn ich mir das alles so betrachte, dann sieht es überhaupt nicht normal aus. Diese Frau ist vom Schlaf regelrecht überfallen worden.«

»Sicher. Wie auch die anderen.«

»Dein Killer-Clown hat dafür gesorgt, John.«

Ich widersprach nicht, fragte mich aber insgeheim, wie so etwas möglich war. Natürlich mit Gas, nur rochen wir nichts. Auf der anderen Seite gab es auch geruchlose Gase, die sehr schnell reagierten und Menschen in den Zustand des Schlafes oder der Bewußtlosigkeit brachten. Bei mir war es nicht der Fall gewesen. Da hatte man noch zu einer alten Methode gegriffen.

Mir kam auch eine andere Möglichkeit in den Sinn. Magie. Damit mußte es dieser Clown geschafft haben, die Menschen hier in tiefen Schlafzustand zu versetzen. Wie das möglich gewesen war, wußte ich auch nicht, aber wir waren darauf gefaßt, immer wieder Überraschungen zu erleben. »Wecken wir sie?« fragte Suko. »Was sonst?«

Er schaute ziemlich skeptisch in das Gesicht der Direktorin. »Ich bin gespannt, ob wir es schaffen.«

»Ich auch.«

Wir zerrten an ihren Armen. Es brachte nichts. Ebensogut hätten wir auch eine Stoffpuppe rütteln können. Sie öffnete nicht die Augen, die Haut war erschlafft. Sie wackelte wie Pudding hin und her. Das war kein normaler Schlaf, diese Frau lag bereits in Trance.

»Sieht nicht gut aus«, sagte Suko, als er sich wieder aufrichtete.

»Jemand hat sie in diesen Zustand versetzt, und nur derjenige wird es wohl nur schaffen, sie wieder daraus hervorzuholen. Oder sehe ich das zu pessimistisch?«

»Nein, wohl nicht«, gab ich zu und knirschte dabei vor Wut mit den Zähnen.

»Versuchen wir es mit Wasser?« Ich winkte ab. »Das hat keinen Sinn.«

Shao ließ nicht locker. »Aber irgendwie müssen wir die Frau doch wachkriegen.«

»Ja«, sagte ich und setzte mich in einen schmalen Sessel. Von hier aus fiel mein Blick gegen die graue Mattscheibe der Glotze, die etwas höher auf einem Regal an der Wand stand. Ich brauchte bei meinen Überlegungen einfach einen Fixpunkt.

Kein normaler Schlaf. Schon eine Art von Trance oder Hypnose. Das stand für mich fest. Möglicherweise spielte Magie eine Rolle. Der Hinweis auf die Templer ließ darauf schließen.

Magie und Kräfte, die mir nicht gefallen konnten. Jemand haßte die

Templer; er haßte auch mich. Er wollte mich fertigmachen. Diejenigen, die einen Haß gegen die Templer spürten, zu ihnen gehörten sicherlich auch Abbé Bloch und seine Brüder, stammten zumeist aus dieser Vereinigung. Sie waren nur einen anderen, einen falschen Weg gegangen und dienten dem Dämon Baphomet.

Baphomet bedeutete Magie. Schwarze, dunkle Magie. Gefährliche Beschwörungen.

Eingriffe in den Kreislauf des Lebens. Totenkulte, andere Riten und mehr.

Dagegen stand mein Kreuz! Das war genau der Punkt meiner Überlegungen, auf den ich hinauswollte. Wenn diese Frau in einen magischen Schlaf gefallen war, konnte ich sie möglicherweise durch die Kraft meines Kreuzes wieder aufwecken. In diesem Fall konnte es wirklich helfen, nicht wie in der vergangenen Woche, als wir gegen Außerirdische vorgegangen waren.

Suko sah mir an, daß mir eine Idee gekommen war. »Nimmst du das Kreuz?« fragte er.

Ich lächelte. »Gut geraten.«

»War nicht schwer. Ich hatte dich schon darauf hinweisen wollen, sah allerdings, wie tief du in Gedanken versunken warst, deshalb wartete ich sicherheitshalber ab.«

Ich hatte die Kette bereits über den Kopf gestreift und war wieder aufgestanden.

Julia Sargasso lag unbeweglich auf ihrem Bett. Sie hatte eine schräge Haltung eingenommen und das rechte Bein angezogen. Ob sie wirklich entspannt war, wußte keiner von uns. Wir würden es in den nächsten Sekunden erfahren.

Suko war zur Seite getreten. Er wollte mich nicht stören.

Ich beugte mich über die Freu, hielt die Kette so in der Hand, daß mein Kreuz nach unten baumelte.

Wie ein Pendel schwang es über dem Körper der Frau, ohne ihn zu berühren. Das Kreuz sandte auch so eine bestimmte Kraft aus. Wellen der reinen und positiven Magie. Sie waren nicht zu sehen, aber sensible Menschen konnten sie schon spüren.

Mit Julia Sargasso passierte nichts. Ihr Gesicht blieb auf diese bestimmte Art und Weise entspannt, und ich senkte ihr das Kreuz entgegen. Die Aktivierungsformel wollte ich nicht rufen. Durch ihre immense Kraft hätte ich möglicherweise großen Schaden anrichten können. Es war wirklich nur die letzte Chance.

Mein Kreuz pendelte über dem Gesicht. Es zeichnete sogar einen Schatten auf den Oberkörper. Ein Grau, das von einer Seite zur anderen huschte.

Einen Moment später schwang es über ihrem Gesicht. Ich senkte es tiefer, und das untere Ende des Kreuzes streifte die Stirn der Frau. Der

erste Kontakt! Wenn auch nur für einen winzigen Moment, der aber mußte reichen. Ich kannte mich mit dem Kreuz aus. Sobald es auf eine negative Kraft traf, mußte es sich »melden«, und das geschah hier ebenfalls.

Nein, nicht das Kreuz oder kaum, denn ich sah ein schwaches Flimmern auf dem Silber, das ebenso eine Täuschung hätte sein können.

Mit Julia Sargasso passierte etwas. Ihre Lippen zuckten. Sie öffnete den Mund und stöhnte auf.

Ich zog das Kreuz sofort zurück. Suko, der das Geräusch ebenfalls vernommen hatte, beugte sich auf seinem Stuhl vor, um besser sehen zu können.

Der erste Erfolg hatte ein Lächeln auf meinen Mund gezaubert. Nach all dem Theater war dies wirklich ein kleiner Fortschritt, und ich wartete gespannt ab.

Noch hielt die Frau ihre Augen geschlossen. Aber es zuckten bereits die Lider, und sie bewegte zudem ihren Kopf von einer Seite zur anderen.

Allmählich erwachte sie aus ihrem tiefen Schlaf. Wir warteten noch ab.

Das Seufzen klang völlig normal. Dann öffnete sie plötzlich die Augen und starrte zumindest mich an.

Ihr Erschrecken über dem Mann an ihrem Bett war zunächst nur in den Augen zu lesen. Zu hören war da nichts.

Die nächsten Sekunden vergingen in einem gespannten Schweigen. Ich wollte Julia Sargasso auch nicht ansprechen und sie verwirren. Sie sollte sich erst einmal wieder in der Normalität zurechtfinden.

Die Frau blieb liegen. Das Gesicht stand unter meiner Kontrolle. Allmählieh veränderte sich der Ausdruck der Augen. Ich sah, wie die Erinnerung zurückkehrte. Sie konnte mit der Person, die neben ihrem Bett saß, etwas anfangen.

»Sinclair?« fragte sie, »John Sinclair…?«

Ich nickte.

Julia schloß die Augen. Eine Geste der Erleichterung, und sie entspannte sich wieder. »Meine Güte«, flüsterte sie, wobei sie die Augen auch weiterhin geschlossen hielt. »Was ist hier nur passiert?«

»Das wollten wir Sie fragen.«

Daß sie wieder voll dabei war, bewiesen ihre nächsten Worte. »Wir, sagen Sie? Ist Jane Collins auch hier?«

»Nein, aber ich habe trotzdem einen Helfer mitgebracht. Meinen Freund und Kollegen Suko.«

Er trat bereits in ihr Blickfeld, wurde von der Liegenden angestarrt, die schließlich auch ihn mit einem knappen Lächeln begrüßte. »Aber was ist mit Jane?«

»Sie wird im Laufe des Vormittags hier erscheinen.«
»Ja, das hoffe ich.« Julia legte beide Hände gegen ihren Kopf. »Himmel, was ist da nur geschehen? Ich bin wohl völlig von der Rolle.«
»Es hat Sie gestern abend erwischt.«
Meine Worte hatten sie geschockt. »Gestern abend, sagten Sie, Mr. Sinclair? Ist das denn schon so lange her?«
»Ja, eine ganze Nacht.«
»Das kann nicht wahr sein. - Ich habe die Nacht über geschlafen?«
»So ist es, Mrs. Sargasso. Und Sie haben nichts gehört, sonst wären Sie ja aufgewacht. Und den anderen erging es ebenso.«
»O Gott, was heißt das schon wieder?«
»Nicht viel«, erklärte ich. »Zumindest, wenn man es etwas locker sieht. Alle anderen schlafen ebenfalls noch. Oder fast alle anderen.« Ich dachte an den Killer-Clown, der sicherlich noch auf den Beinen war.
Dann hob ich die Schultern. »Wie das möglich gewesen ist, kann ich Ihnen leider auch nicht erklären, aber Sie könnten uns sicherlich dabei helfen, Mrs. Sargasso.«
Sie schwieg und richtete sich auf. Dann trank sie einen Schluck Wasser direkt aus der Flasche. »Helfen«, sprach sie mehr zu sich selbst. »Wie soll ich Ihnen helfen?«
»Indem Sie uns sagen, wie alles passiert ist.«
»Was denn?«
»Das Einschlafen. Es muß doch plötzlich über Sie gekommen sein. Oder war es die Folge eines bestimmten Ereignisses?«
»Nein, nein…«, dehnte sie. »So kann man es beim besten Willen nicht sehen. Ich bin - nun ja, ich weiß auch nicht, was ich dazu sagen soll, aber es kam ziemlich schnell über mich. Das war auf einmal wie eine Walze.«
»Erzählen Sie bitte.«
Sie hob die Schultern. »Was soll ich dazu noch alles sagen? Ich habe mich normal gefühlt. Ich wollte noch arbeiten.« Sie deutete auf die Unterlagen. »Dann ist es eben passiert.«
»Was?«
»Tja - was? Die Müdigkeit. Urplötzlich war sie da. Ich habe schwere Beine bekommen und hatte Mühe, mich zu meinem Bett zu schleppen. Ich bin darauf gefallen und auf der Stelle eingeschlafen.«
»Das ist nicht so leicht nachvollziehbar«, meinte Suko.
»Glauben Sie denn, daß ich lüge?«
»Nein, das nicht. Aber Sie haben wirklich zuvor nichts bemerkt? Nicht die geringste Veränderung?«
»Da müßte ich wirklich nachdenken.«
»Tun Sie das«, sagte auch ich. »Es kann unter Umständen sehr

wichtig für uns sein.«

»Hängt es denn mit den drei Morden zusammen?«

»Inzwischen sind es vier geworden.«

»Was?« Sie schnappte nach Luft und schaute mich an, als hätte ich ihr eine Lüge erzählt.

»Leider starb jemand in dieser Nacht. Ich habe den Mörder gesehen, wurde aber daran gehindert, einzugreifen. Es ist ein Clown gewesen, Mrs. Sargasso, ein Clown, und er hat sein Opfer mit einem lanzenähnlichen Gegenstand durchbohrt.«

Die Direktorin schaute mich an, als könnte sie das alles nicht glauben.

Ein Schauer hatte sich auf ihre Haut gelegt. Die Lippen zitterten. Mit dem gestreckten Finger fuhr sie über die Oberlippe hinweg, dann schüttelte sie den Kopf. »Das kann ich nicht fassen. Sie sprachen von einem Clown, Mr. Sinclair.«

»Leider ja.«

»Ich kenne einen. Unser Clown ist hier im Zirkus.« Sie war durcheinander.

»Bousu ist schon seit langer Zeit bei uns. Ich halte ihn wirklich nicht für einen Mörder.«

»Das habe ich nicht behauptet.«

»Sie sprachen von einem Clown.«

»Sicher, das habe ich gesagt. Aber ich habe damit nicht Bousu gemeint, denn er schlief um diese Zeit ebenso wie Sie, Mrs. Sargasso. Es gibt noch einen anderen Clown.«

»Hier?«

»Ja.«

»Aber wir beschäftigen nur einen.«

»Es muß nicht sein, daß dieser zweite Clown auch diesem Beruf nachgeht. Es kann durchaus jemand gewesen sein, der sich verkleidet und ein Clownskostüm übergestreift hat. Das ist alles möglich, Mrs. Sargasso.«

»Aber wer?«

Ich hob die Schultern. »Das habe ich leider nicht erkennen können. Ich befand mich in einer nicht gerade beneidenswerten Lage.« Näher ging ich nicht darauf ein, sondern kam wieder auf sie zu sprechen. »Wir sind etwas vom Thema abgekommen. Sie wollen von sich berichten, Mrs. Sargasso. Von dem letzten Abend.«

Mit gesenktem Kopf gab sie die Antwort. »Ja, da habe ich auch einen Clown gesehen…«

***

Jane Collins war eigentlich nicht die Frau, die sich am frühen Morgen schon ärgerte, aber an diesem Tag hatte sie sich geärgert. Und

dieser Ärger hatte sogar einen Namen.
John Sinclair!
Sie fühlte sich von ihm übergangen. Schließlich hatte sie ihn in den Fall eingespannt, und Jane fand es nur recht und billig, daß er sie wenigstens über seine Erfolge oder Mißerfolge informierte und sie nicht einfach auf den blauen Dunst hin losfahren ließ. Natürlich hätte sie ihn über das Handy erreichen können, da war sie jedoch zu stolz. Sie wollte John gegenüberstehen und ihm die Meinung sagen.
Sarah Goldwyn, bei der Jane lebte, teilte ihre Meinung nicht. Sie versuchte, neutral zu sein, stand aber mehr auf Johns Seite, wie Jane annahm, denn sie hielt einige Ausreden parat, warum John noch nicht angerufen hatte.
»Das interessiert mich alles nicht. Irgendwo habe ich nämlich ein Recht darauf, es zu erfahren.«
»Und wenn er nun auf eine drastische Art und Weise verhindert gewesen ist?«
»Dann muß sie schon sehr drastisch gewesen sein.«
»Eben.«
Die Befürchtungen der Horror-Oma waren nicht einfach von der Hand zu weisen. Während der Fahrt zum Zirkus dachte Jane auch darüber nach, und ihr Ärger legte sich ein wenig.
Der Zirkus stand nicht mitten in der Stadt, sondern mehr im Südwesten, in Richtung Wimbledon. Dort gab es noch genügend Land und freie Flächen, wo er nicht störte. Dennoch war der Einzugsbereich groß genug, um auch viele Besucher anzulocken.
Ein schöner Herbsttag war es nicht. Die bunten, von den Bäumen fallenden Blätter trudelten durch eine graue, trübe und auch feuchte Luft, bevor sie den ebenfalls feuchten Boden erreichten und auf ihm festklebten. An ein schnelles und zügiges Fahren war nicht zu denken.
Das auf der Erde liegende nasse Laub war für die Reifen ebenso gefährlich wie Glatteis, und Jane rollte immer langsam über diese Inseln hinweg.
Ihre Gedanken drehten sich um den Fall. Die Direktorin hatte sie engagiert.
Drei Morde waren passiert, verteilt auf verschiedene Jahreszeiten.
Der Killer war nicht gefunden worden, und die Chefin befürchtete, daß es zu weiteren Taten kommen könnte.
Jane teilte die Befürchtung, und auch ihr Gefühl »sprach« auf eine gewisse Art und Weise mit. Einen Serienkiller zu jagen, war nicht eben leicht. Sie dachte deshalb daran, sich Rückendeckung zu holen. Aus diesem Grunde hatte sie John Sinclair gebeten, die Augen ebenfalls offenzuhalten.
Er war da. Er hatte dort die Nacht verbracht, aber er hatte sich nicht gemeldet.

Wieder stieg in Jane Collins der Ärger darüber hoch. Wütend schlug sie mit der flachen Hand gegen den Lenkradring. Diesmal war niemand dabei, der den Geisterjäger in Schutz nahm. Sie würde ihm schon die richtigen Fragen stellen.

Die Umgebung nahm einen mehr ländlichen Charakter an. Felder breiteten sich aus. Die Flächen sahen kahl, grau und abgeerntet aus. Es war zu sehen, daß die Natur sich in den Winterschlaf zurückzog.

Aus dem Radio hörte Jane die Melodie eines Musicals. Manchmal lagen Nebelfelder auf den Straßen, die Jane mit ihrem Golf durchfuhr. Die Detektivin hatte sich vor Beginn der Fahrt die Strecke auf der Karte genau angeschaut, deshalb wußte sie auch, wie sie zu fahren hatte, und sie brauchte nicht erst anzuhalten, um nachzuschauen.

Kleine Orte mit niedrigen Häusern wechselten sich mit flachem Ackerland ab. Überall sah sie die Hinweisschilder auf Wimbledon, aber so weit wollte sie nicht.

Jane bog vorher auf eine schmalere Straße ab. Bäume säumten den Weg, so daß die Straße schon beinahe einer Allee glich. An manchen Baumstämmen sah sie die gelben Pappzettel, die auf den Zirkus hinwiesen. Die meisten dieser Hinweise waren von Wind und Wetter stark strapaziert worden, so daß der Text kaum noch entziffert werden konnte.

Am Ende der Straße mußte sie an einer Kreuzung anhalten, um den Gegenverkehr vorbeizulassen. Die Autos huschten über den feuchten Asphalt. Manche Blätter wurden vom Fahrtwind hochgewirbelt und tanzten durch die Luft, als gehorchten sie einer Melodie.

Sie fuhr nach rechts. Dort standen ein halbes Dutzend Häuser. Dahinter lag wieder ein freies Feld, auf dem bald gebaut werden sollte; ein großes Schild war bereits aufgestellt worden.

Die Sicht war trotz des trüben Wetters einigermaßen gut. So konnte Jane auf der linken Seite den Umriß eines Zeltes erkennen, das alles überragte.

Sie blinkte und rollte auf einem nicht asphaltierten Weg ihrem Ziel entgegen.

Innerlich war die Detektivin nervös geworden. Auch die Musik störte sie.

Deshalb stellte sie das Radio ab. Sie spürte die Spannung auf der Haut.

Da war das berühmte Kribbeln, das sie durchfuhr. So etwas kündete immer etwas Besonderes an, und damit rechnete sie auch.

Der Weg war durch zahlreiche Spuren gezeichnet. Die Reifen der anfahrenden Wagen hatten sie hinterlassen. Jane kümmerte sich nicht darum.

Ihr Golf schaukelte durch jedes Schlagloch oder hüpfte über Querrillen hinweg.

Sie merkte es kaum, denn ihr Augenmerk galt nicht nur dem Zelt, sondern auch den Dingen, die um das Zentrum des Zirkusses herumstanden. Wohnwagen, Wagen für die Raubtiere, die mehr fahrende Käfige waren, das alles gehörte dazu.

Nicht aber die Stille. Diese ungewöhnliche Leere, denn Jane sah nicht einen einzigen Menschen, der sich durch die Gassen bewegte. Okay, der Zirkus erwachte erst am Abend richtig, aber mit dieser schon totenähnlichen Ruhe hatte sie nicht gerechnet. Das war schon eine Überraschung für sie, und die nächste erlebte sie Sekunden später, als sie einen Platz ansteuerte, an dem schon andere Autos standen.

Sie entdeckte einen bestimmten Rover und auch einen bestimmen BMW. Jane kannte beide Wagen. Den Rover fuhr John Sinclair. Der BMW gehörte Suko.

Dann war er also auch hier!

Das wunderte Jane, steigerte ihre Laune oder ihr positives Denken aber nicht, denn sie konnte sich vorstellen, daß auf diesem Gelände einiges nicht mit rechten Dingen zuging.

Jane stellte ihren Golf zwischen den beiden Autos der Freunde ab. Nach dem Aussteigen blieb sie noch neben dem Golf stehen. Ihre glatte Stirn zeigte Furchen. Der Wind blies stärker. Er ließ den Stoff ihrer halblangen Jacke knattern. Sie stellte den Kragen hoch und schaute zu den Wagen hinüber.

Die Versorgungsschläuche lagen wie dunkle, tote Schlangen auf dem Boden. Sie regten sich überhaupt nicht. Das war natürlich. Nicht aber die Ruhe zwischen den Wagen.

Die Detektivin holte tief Luft. Sie kam mit den äußeren Bedingungen nicht mehr zurecht. Über dem gesamten Gelände schwebte ein nicht sichtbarer böser Schatten.

Auch Suko und John konnte sie nicht sehen. Die Lage hier schien sich verschlimmert zu haben, ohne daß sie etwas davon gewußt hatte. Und auch jetzt sah sie noch nichts.

Sie näherte sich den Wagen mit langsamen Schritten. Natürlich hätte sie auch zuerst das Zelt betreten können, aber ein Gefühl trieb sie mehr zu den Wohnwagen und Wohnmobilen hin.

Dort stand nicht eine Tür offen. Sie hörte keine Musik. Weder eine Männernoch eine Frauen-oder eine Kinderstimme. Über dem Zirkus hing eine unnatürliche Stille.

Als sie den ersten Wagen erreicht hatte, blieb sie stehen. Es war ein hohes Wohnmobil. Jane mußte sich auf die Zehenspitzen stellen, um überhaupt in den Wagen hineinschauen zu können.

Sie sprang hoch.

Flüchtige Blicke ins Innere gelangen ihr, doch etwas Bestimmtes oder auch Verdächtiges war nicht festzustellen.

Das beruhigte sie keineswegs.

Sie ging an der Seite des Wagens entlang auf das Fahrerhaus zu. Der Boden unter ihr war durch die Feuchtigkeit weich geworden, aber nicht so schlimm, daß sie einsank.

Ein fremder Geruch erreichte ihre Nase. Noch immer in Höhe des Wagens blieb Jane stehen. Der Geruch hatte sie irritiert. Unwillkürlich faßte sie nach ihrer Waffe. Sie steckte im Gürtel der Jeans.

Sie zog die Pistole hervor, behielt sie aber nicht in der Hand, sondern ließ sie in der rechten Tasche ihrer Jacke verschwinden.

Sie wollte weitergehen, als sie das Schleifen oder leise Tappen hörte.

Von vorn war es gekommen. Sie blieb stehen.

Jemand bog um die Kühlerhaube des Fahrzeugs herum, aber das war kein Mensch. Ein Mensch hatte nur zwei, keine vier Beine.

Jane traute ihren Augen nicht.

Wer sich da in ihr Blickfeld geschoben hatte und jetzt stehenblieb, um sie anzustarren, war ein Löwe, der um den Kopf herum eine gewaltige Mähne trug…

***

Das ist doch nicht wahr! Das packe ich nicht! Nein, so etwas ist unmöglich. Das bilde ich mir nur ein. Das ist ein Alptraum. Das - das kann nicht gehen.

Es waren unzählige Gedanken, die durch ihren Kopf wirbelten, sie aber nicht von der Tatsache ablenken konnten, daß sich vor ihr tatsächlich ein Löwe aufgebaut hatte.

Er tat nichts. Er stand einfach nur da. Seine Anwesenheit reichte aus, um Jane die Schauer der Furcht über den Körper rieseln zu lassen, und auch im Magen spürte sie das Kneifen.

Was soll ich tun? Was kann man überhaupt tun, wenn einem plötzlich ein Löwe gegenübersteht?

Es gab für viele Fragen im Leben die entsprechenden Antworten. Aber nicht für eine derartige Situation. Da konnte Jane in keinem Lehrbuch nachschlagen.

Ruhig bleiben. Ich muß wirklich ruhig bleiben. Ich darf mich nicht bewegen und nichts tun. Nur starr auf der Stelle stehen. Dem Tier keine Chance für einen Angriff bieten. Wenn ich mich falsch bewege oder nur dumm zucke, ist es vorbei.

Es war kühl an diesem Morgen. Dennoch schwitzte Jane, und sie merkte, wie ein Tropfen, kalt wie eine winzige Eiskugel, ihren Rücken hinunterrollte.

Gern wäre sie einem Gefühl gefolgt und hätte die Schultern gehoben, aber auch das traute sie sich nicht.

Der Löwe bannte sie!

Sein Anblick allein hatte ihr Blut zu Eis werden lassen. Die Zeit verging normal, aber dafür hatte Jane kein Gefühl mehr. Sie kam sich

wie eine Person vor, die aus dem normalen Leben herausgerissen und neben sich gestellt worden war.

Plötzlich dachte sie an ihre Waffe. Nein, um Himmels willen! Sie würde die Pistole nicht aus der Tasche holen. Dazu hätte sie sich bewegen müssen, und genau diese Bewegung wäre von dem Raubtier falsch aufgefaßt worden.

Deshalb blieb sie stehen. Starr, wie aus Stein. Sie beobachtete das Tier und wunderte sich, wie klein die Augen des Löwen doch waren.

Vielleicht kamen sie ihr auch in dem großen Gesicht nur so klein vor. Die Mähne umspielte den Kopf wie ein Schal, und als der Löwe sein Maul öffnete und die Zunge hervorfahren ließ, da wußte Jane nicht, ob er sich bereits auf sie freute oder ob er satt war und einfach nur gähnte.

Letzteres schien der Fall zu sein, denn der mächtige König der Tiere verlor an der Frau sein Interesse. Er senkte den mächtigen Kopf und bewegte zugleich seinen Körper nach rechts. So sackte er zusammen, um sich auf den Boden legen zu können.

Jane sah alles. Sie bekam dank ihrer Konzentration jede Bewegung mit.

Ihre Sinne waren sensibilisiert worden, und sie nahm auch den Geruch des Raubtieres auf.

Er war ihr so fremd, streng, einfach anders. Sie sah selbst ihn als gefährlich an.

Löwen sind Katzen. Auch dieser reagierte tatsächlich wie eine Katze, als er damit begann, sich zu putzen. Die Zunge reckte er weit aus seinem Maul. Die Zähne schimmerten dabei in einem gelblichen Weiß, und Jane erkannte sehr deutlich, wie kräftig und Spitz sie waren.

Das Tier kümmerte sich nicht um sie. Es schien den Menschen vergessen zu haben. Darauf aber wollte Jane keine Wetten annehmen.

Sie traute dem Braten nicht, denn der Löwe brauchte nur eine falsche Bewegung an ihr zu sehen, um aus seinem Zustand zu erwachen.

Was sollte sie tun?

Warten?

Wenn ja, wie lange noch? Keine Stunde. Das schaffte sieeinfach nicht.

Es war für einen Menschen unmöglich, über die Dauer von sechzig Minuten auf der Stelle zu stehen und dabei nicht einmal den kleinen Finger zu bewegen.

Aber es gab keine andere Möglichkeit. Sie mußte so lange warten, bis es dem Löwen einfiel, seinen Platz zu wechseln. Erst dann konnte sie etwas unternehmen.

Ihr Körper war längst von einer Schweißschicht bedeckt. Die Furcht hatte auch bei Jane die Poren geöffnet, aber sie tat nichts, um den Schweiß wegzuwischen. So rann er über die Stirn, die Wangen und

sparte auch die Lippen nicht aus.
Hin und wieder - immer in der Bewegung des Kopfes - warf ihr der Löwe den einen oder anderen Blick zu. Dann wurde Jane daran erinnert, wie wenig Chancen sie letztendlich hatte.
Auch in ihrer Umgebung bewegte sich nichts. Es war niemand unterwegs, um das Tier einzufangen, Man hatte ihn kurzerhand laufen lassen und sich damit abgefunden.
Es war noch immer sehr ruhig. Die wildesten Gedanken über den Grund der Stille schössen der Detektivin durch den Kopf. Womöglich waren auch andere Raubtiere freigekommen und hatten sich in den letzten Stunden mit menschlicher Nahrung versorgt.
Warum sich Jane plötzlich bewegte, wußte sie selbst nicht. Das konnte ein Reflex gewesen sein, aber der vor ihr hockende Löwe hatte ihn sofort wahrgenommen. Er erstarrte in der Bewegung und richtete seine Aufmerksamkeit auf Jane.
Nur nicht bewegen. Um Himmels willen! Keinen Fehler machen. Das Tier nicht reizen.
Sie hielt sich daran und stand still. Es fiel ihr auch jetzt nicht leicht, aber sie hatte es geschafft, den inneren Schweinehund zu bekämpfen, und sie konnte auch wieder atmen.
Nur durch die Nase, aber nicht durch den Mund. Bereits ein Öffnen hätte das Tier irritieren können, und das wollte sie auf keinen Fall.
Aber sie hörte ein anderes Geräusch. Vom Löwen stammte es nicht, denn der kicherte nicht.
Jane hatte es deutlich gehört. In dieser Lage fand sie es einfach als widerlich. So hämisch. So konnte eigentlich nur jemand kichern, der bereits gewonnen hatte.
Es blieb nicht bei diesem Geräusch. Jane Collins hörte plötzlich Schritte.
Noch konnte sie den Ankömmling nicht sehen, er befand sich in Deckung des Wohnmobils, aber er nahm denselben Weg wie auch die Raubkatze.
Er kam um die Kühlerhaube herum, geriet in Janes Blickfeld, und wieder glaubte sie, einen Traum zu erleben.
Vor ihr stand ein Clown!

***

Erst der freigelassene Löwe, jetzt der Clown!
Jane Collins begriff die Welt nicht mehr. Die war auf den Kopf gestellt worden. In diesem Zirkus regierte nicht die Normalität. Hier war alles anders, und sie konnte nicht behaupten, daß ihr der Anblick des Clowns gutgetan hätte.
Nein, das nicht. Er war zwar ein Spaßmacher, aber Jane merkte auch, daß von ihm nicht die reine Freude ausging. Dafür etwas Böses,

vielleicht sogar Unheimliches und auch Unmenschliches. Im Gesicht und auch im Kostüm entdeckte sie nicht den Funken von Fröhlichkeit.

Auf dem Kopf trug er einen Hut, der aussah wie eine übergroße Eistüte.

Außen golden. Auf der Spitze saß eine rote Kugel. Sie hatte dieselbe Farbe wie die Bänder, die die Mütze umliefen und sich eng an das Material schmiegten. Da der untere Durchmesser für den großen Kopf zu klein war, mußte die »Tüte« in dem krausen Haar festgesteckt worden sein.

Wie bei einem Clown üblich, war das Gesicht geschminkt. Nicht weiß und kalkig, sondern bei ihm mit einer grauen, schon düsteren Farbe, die einen leichten Stich ins Bläuliche bekommen hatte. Die Augenbrauen waren sehr dunkel nachgezeichnet worden. Die Pupillen sahen aus wie Teer, und zwei senkrechte Striche zogen sich von der Stirn her über die Augen hinweg bis zu den Wangen hin.

Grellrote Schminke ummalte die Lippen und war auch auf der Nasenspitze zu sehen. Kein helles, freundliches Rot, sondern eines, das mehr an Blut erinnerte.

Der Hals dieser Gestalt war nicht zu sehen, da ein in Stoffalten gelegter Latz ihn bedeckte. Und der übrige Körper verschwand unter einem dunkelgrünen, mantelartigen Cape oder Umhang. Der Saum reichte dabei bis zu den Schuhen. Sie waren schwarz und mit Schmutzflecken bedeckt.

Handschuhe trug der Clown. Weiße. Aber auf diesem Stoff zeichneten sich rote Flecken ab. Jane konnte nicht herausfinden, ob es sich dabei um Schminke oder um echte Blutspritzer handelte.

Beide Arme hielt der Clown angewinkelt. Seine Hände trafen sich dabei vor der Brust. Sie umklammerten einen Gegenstand, der nichts anderes war als ein gedrechselter Stab. Aus dessen Ende schaute eine Spitze hervor, vergleichbar mit dem Ende eines Schwerts. Auch an der Spitze schimmerte etwas Rotes. Für Jane war dies keine Farbe, sondern echtes Blut. Das eines Menschen.

Und noch eine Besonderheit wies dieser Stab auf. Es war makaber und widerlich, denn unterhalb der Stahlspitze wurde die Stablänge von einem häßlichen Kopf unterbrochen.

Auch ein Clowngesicht, aber wesentlich widerlicher als das des echten.

Ein bleiches, leicht grünlich schimmerndes Gesicht. Böse, kreisrunde Augen mit kalten, blauen Pupillen, die ebenfalls so rund wie Bälle waren.

Hohe Ohren, eine breite Nase und darunter ein Maul, das weit offenstand und trotzdem auf eine gummiartige Art und Weise verzogen war. Da standen die beiden Enden in die Höhe. So produzierte dieses Gesicht ein schon abstoßendes Grinsen.

Auch der Clown selbst grinste. In seinen Augen glitzerte es, als er Jane betrachtete. Um den Löwen kümmerte er sich nicht. Er blickte einfach über ihn hinweg, als wäre dieser mächtige Körper nicht vorhanden. Jane konnte sich vorstellen, daß hier ein gefährlicher Killer und Psychopath vor ihr stand. Einer, dem es nichts ausmachte, einen Menschen aufzuspießen. Ihm die Waffe so tief in die Brust zu rammen, bis die Spitze am Rücken wieder hervorschaute. Er nickte ihr zu. Jane sagte nichts.

»Kannst du nicht reden?« fragte er. Zum erstenmal hatte sie seine Stimme gehört. Sie war normal, aber Jane ekelte sich trotzdem davor. Dieser Mensch war so schleimig, so widerlich, und er schien zudem noch eine gewaltige Macht zu besitzen, denn ihm gehorchte sogar der Löwe.

»Auf dich habe ich gewartet, Jane Collins…«

Mist, er kennt sogar meinen Namen, dachte Jane.

»Ja, ich habe auf dich gewartet«, sprach er weiter. »Ich wußte ja, daß du kommst. Bisher habe ich eigentlich nur Vorbereitungen treffen können, doch jetzt, wo du da bist, wird sich der Vorhang öffnen, und das Spiel kann beginnen…«

Er schüttelte sich vor Lachen, aber es hörte sich nicht laut an. Es wehte kichernd aus seinem breiten Maul.

Jane hörte weiter hinter sich, wo die Straße das Gelände durchschnitt, die fahrenden Autos. Sie huschten vorbei; ihre Reifen sangen auf dem Asphalt.

Das war die normale Welt. Nicht mal weit entfernt. Aber hier kam sich Jane vor, als wäre sie aus ihrem Leben herausgerissen worden.

Der Clown bewegte sich wieder. Er löste seine linke Hand vom Griff der Waffe, dann streckte er den Arm aus und krümmte die Finger, die er auch bewegte.

»Komm her, Jane, komm zu mir…«

***

Sie hatte die Worte gehört, und sie waren ihr vorgekommen wie ein Befehl.

Jane wußte genau, daß sie ihm nicht widerstehen konnte und durfte. Wenn sie sich weigerte, würde er zu härteren Maßnahmen greifen, zudem hatte er noch den perfekten Leibwächter, den Löwen vor seinen Füßen, der sich jetzt bewegte.

Sehr träge hob er den Kopf an. Jane sah die Augen auf sich gerichtet.

Es kam ihr vor, als wollte ihr das Tier zuzwinkern, aber das konnte nicht sein. Von einer Sekunde zur anderen würde er plötzlich aus seiner Lethargie erwachen und sie angreifen.

»Hast du nicht gehört, Jane?«

»Doch…«

»Warum kommst du dann nicht?«
Zum erstenmal seit langer Zeit atmete die Detektivin tief durch. Es tat ihr gut, auch wenn ihr dabei etwas schwindlig wurde. Sie spürte den eigenen Herzschlag überaus stark, und sie wunderte sich, daß sie in der Lage war, eine Frage zu stellen.
»Warum soll ich kommen? Was haben Sie vor?«
»Das Spiel - mein Spiel.«
»Wie sieht es aus?«
Er kicherte wieder. »Es ist auf keinen Fall eine Komödie. Es ist auch kein nettes Boulevardstück. Es wird ein Drama werden. Ein Drama mit viel Düsternis und vielen Toten. Ich werde der König sein und ebenso überleben wie mein Freund hier, der König der Tiere. Dich habe ich als Geliebte und Gefangene zugleich auserkoren, und es liegt wirklich an dir, wie das Spiel für dich ausgehen wird.«
Jane nickte.
»Bist du bereit?«
»Sicher.« Sie dachte an John und Suko. Von beiden hatte sie nichts gesehen, und sie konnte nur hoffen, daß ihre Freunde nicht schon Opfer in diesem Spiel geworden waren…

***

Die Eröffnung der Direktorin hatte uns überrascht. Suko und ich schauten uns kurz an. Wir beide überlegten, ob wir uns auch nicht verhört hatten, und ich war es schließlich, der die Frage stellte. »Sie haben tatsächlich einen Clown gesehen?«
»Ja.« Julia Sargasso nickte. Jetzt hatte sie sich wieder gefangen und blickte uns an.
»Kannten Sie den Clown?« fragte ich weiter.
Sie hob die Schultern. »Ja, kann sein. Oder auch nein. Ich weiß es nicht genau.« Sie sah unsere skeptischen Blicke und versuchte es mit einer Erklärung, »Der Clown trug die Kleidung, die ich eigentlich auch von Bousu kenne. Nur war er etwas anders geschminkt. Nicht so freundlich. So schminkt man sich nicht, wenn man Kindern und Erwachsenen Freude bereiten will.«
»Sah er düster aus?« fragte Suko.
»Ja, ja!« Sie nickte zweimal. »Das ist genau der richtige Ausdruck. Er sah düster aus.«
»Und er war geschminkt?«
»Das hatte ich schon gesagt.«
Suko lächelte beruhigend. »Stimmt, Mrs. Sargasso, das hatten Sie schon gesagt. Ich meinte damit, etwas anderes. Ich würde gern von Ihnen erfahren, ob Sie ihn trotz der Schminke erkannt haben. Daß er mit Bousu nichts zu tun hatte, steht jetzt fest. Wer um alles in der Welt könnte ihm auf eine böse Art und Weise nacheifern? Wen kennen

Sie, der sich wie ein Clown schminkt?«

»Niemanden. Das würde bedeuten, daß ich zugleich auch einen Mörder kennen würde.«

»Richtig.«

Sie schüttelte den Kopf. Ich übernahm wieder das Wort. »Sie trauen also keinem Ihrer Mitarbeiter hier eine derartige Tat zu?«

»Nein, Mr. Sinclair, auf keinen Fall. Die Leute hier mögen von den Menschen mit normalen Berufen als verrückt oder exotisch angesehen werden, irgendwo sind sie das ja auch oder müssen es sein, aber derartige Taten traue ich keinem meiner Mitarbeiter zu.« Sie schüttelte wieder den Kopf. Dann hob sie die Schultern, um ihre Aussage zu relativieren. »Natürlich kann man keinem Menschen hinter die Stirn schauen. Gerade in letzter Zeit häufen sich ja die Verbrechen, sogar Kinder läßt man nicht in Ruhe, aber wenn ich eine Antwort geben soll, was ich ja auch getan habe, so kann ich meine Leute nur in Schutz nehmen. Reibereien gibt es natürlich, manchmal kochen die Emotionen hoch, und ich habe schon häufig Streit schlichten müssen, aber bis zum Mord reicht die Skala doch nicht. So geht niemand gegen einen Kollegen oder Bekannten vor. So tief kann der Haß gar nicht sitzen.«

Ich wiegte den Kopf. »Das muß mit Haß nichts zu tun haben, Mrs. Sargasso. Dieser Clown killt, das ist richtig, aber ich glaube nicht, daß hinter seinen Taten die klassischen Motive stecken.«

Damit kam sie nicht zurecht. »Was dann?« fragte sie.

»Das müssen wir herausfinden, und Sie sollten uns dabei helfen.«

»Nein, nein, so sehe ich das nicht. Ich kann Ihnen nicht helfen, weil ich selbst Hilfe brauche. Hätte ich mich sonst an Jane Collins gewendet? An eine Detektivin?«

»Da haben Sie aus Ihrer Sicht bestimmt recht, Mrs. Sargasso. Nur könnten Sie unbewußt schon etwas wissen.«

»Was denn?«

»Da wäre eine Sache, die mir in der Nacht widerfahren ist. Ich komme jetzt auf einem kleinen Umweg zum Ziel. Haben Sie schon den Begriff Templer gehört?«

Weder Suko noch ich hatten uns Gedanken darüber gemacht, aber als die Frau zusammenzuckte, da schrillten schon die Alarmglocken. Eine Antwort gab sie nicht. Sie schwieg weiter, bis ich die Frage wiederholte und darum bat, auch eine Antwort zu bekommen.

Statt dessen antwortete sie mit einer Frage. »Wie kommen Sie auf die Templer?«

»Weil mir dieser verdammte Clown erklärt hat, wie sehr er die Templer haßt.«

Sie sagte nichts.

»Er kennt die Templer, Mrs. Sargasso.«

»Wahrscheinlich.«
»Und Ihnen ist der Name auch nicht neu.«
»Woher wissen Sie das?«
»Weil man es Ihnen anmerkte, als ich ihn erwähnte. Ihre Reaktion war Erklärung genug.«
Sie schlug die Augen nieder und sagte dabei: »Sie haben mich wirklich gut beobachtet.«
»Das gehört zum Job eines Polizisten. Noch einmal: Der Begriff Templer ist Ihnen nicht neu?«
»Nein.«
»Woher kennen Sie ihn? Aus Büchern? Oder wie sind Sie mit ihm in Verbindung gekommen?«
Die Direktorin rieb ihre Hände. »Nicht aus Büchern, Mr. Sinclair, ich habe ihn schon erlebt. Bereits in meiner Kindheit, auch später in der Jugend, aber in den letzten Jahren hatte ich damit nichts mehr zu tun. Da war es vorbei.«
»Gab es einen Grund?«
»Ja, denn meine Eltern haben sich zur Ruhe gesetzt.«
»Dann wußten Sie von oder durch Ihre Eltern über die Templer so gut Bescheid?«
»Das ist nicht ganz richtig, Mr. Sinclair. Mein Vater war ein Templer. Er gehörte dem Orden an. So etwas spricht man ja nicht immer laut aus, aber er gehörte dazu. Sogar aktiv.«
Das war wirklich ein mittelschwerer Hammer. Ich konnte mich nur wundern und drückte diese Verwunderung auch aus. »Er gehörte dem Orden als verheirateter Mann an?«
»Nein, das nicht. Früher, vor seiner Ehe, hat er ihm angehört. Er heiratete dann, blieb dem Orden aber noch immer verbunden. Hin und wieder kam es auch zu Treffen mit anderen Templern.«
»Gut, und danke, Mrs. Sargasso, daß Sie uns das gesagt haben. Sie haben aber nie Schwierigkeiten damit bekommen?«
»Wie meinen Sie das denn?« Ihre Stimme verriet ihr Erstaunen und ihre Verärgerung.
»Templer sind nicht gleich Templer.«
»Das verstehe ich nicht.«
»Um es grob zu erklären. Es gibt zwei Gruppen, die aus diesem Orden hervorgegangen sind. Das ist zumindest mein Wissen. Die eine Gruppe hat ihre alten Traditionen bewahrt, die noch aus den Zeiten der Kreuzzüge stammen, die andere aber ist den falschen Weg gegangen, um dem Dämon mit den Karfunkelaugen zu huldigen. Er heißt…«
»Baphomet«, sagte sie. Jetzt war ich überrascht. »Das stimmt.«
»Bevor Sie mich fragen, woher ich das weiß, sage ich es Ihnen gleich. Von meinem Vater, denn er war ebenfalls gut über den Orden und dessen Historie informiert. So kannte er auch Baphomet und die

Abtrünnigen, aber er hat sich nie zu ihnen gezählt. Er haßte sie, er mochte sie nicht, er wollte sie nicht haben.«

»Kann ich mit Ihrem Vater reden?«

»Können schon. Da aber müßten Sie nach Spanien fahren, in die Nähe von Malaga. Dort haben sich meine Eltern vor einiger Zeit zur Ruhe gesetzt und mir das Unternehmen übergeben. Sie sind beide über Siebzig und haben es sich verdient.«

»Das glaube ich Ihnen gern. Aber jetzt taucht plötzlich ein Killer im Clownskostüm auf, der zugleich Templerhasser ist. Das kriege ich noch nicht auf die Reihe.«

»Ich auch nicht, Mr. Sinclair.« Bei der nächsten Frage schaute sie zum Fenster. »Oder glauben Sie, daß die Morde auf einer Templer-Basis beruhen? So naiv sich das anhört. Aber ich habe nichts mit ihnen zu tun. Seit sich meine Eltern zur Ruhe gesetzt haben, ist mir dieser Begriff nicht einmal in den Sinn gekommen. Ich gehöre keiner Kirche und keiner Sekte an. Tut mir leid. Ich weiß nicht, was mein Unternehmen und ich mit den Templern zu tun haben.«

»Dieser Killer weiß es sehr wohl«, sagte Suko.

»Stimmt. Nur bin ich überfragt. Mein Vater hat über die Templer auch nie schlecht gesprochen oder irgendwelche grausamen Dinge erzählt, wie es in manchen Büchern zu lesen steht.«

»Das waren dann die Baphomet-Günstlinge«, sagte Suko.

»Ist mir egal.«

»Nein, das darf Ihnen nicht egal sein, denn dieser Killer könnte auch dazugehören.«

»Meinen Sie?«

»Sicher.«

»Das will ich nicht glauben.« Allerdings hatte sie so gesprochen, als wäre sie von ihren eigenen Worten nicht überzeugt, blieb auch eine Weile stumm und schaute ins Leere. Irgendwann murmelte sie: »Möglicherweise muß ich doch mit meinen Eltern Kontakt aufnehmen, um Licht in dieses Dunkel zu bekommen.«

»Das könnte sein«, sagte ich. »Und denken Sie auch daran, daß die Templer Macht haben. Ich habe Sie nur durch einen Trick aufwecken können. Die anderen schlaf en noch in ihren Wagen. Wie es zu diesem Phänomen gekommen ist, scheinen auch Sie nicht zu wissen.«

»Nein, wohl nicht…«

Ich ließ nicht locker. »Auch nicht, wenn Sie nachdenken?«

»Das habe ich doch schon.«

»Da haben Sie berichtet, daß Sie einen Clown sahen«, sagte Suko.

»Genau.«

»Und weiter? Hat er etwas getan, was für Ihre plötzliche Müdigkeit der Grund hätte sein können?«

»Das kann ich nicht sagen«, flüsterte sie. »Ich habe nichts gehört. Es

hat mich auch niemand angesprochen. Auf einmal überkam mich die große Müdigkeit. Ein Phänomen. Mehr kann ich dazu nicht sagen. Oder sehen Sie das anders?«

»Ich würde das Wort Magie noch benutzen und dabei etwas abwandeln. Ein magisches Phänomen. Templer und Magie - sei es gute, sei es schlechte - hängen manchmal sehr dicht beisammen. Ich habe schon erlebt, daß Grenzen fließend sind. Mittlerweile bin ich davon überzeugt, daß dieser Mörder zu Baphomet gehört. Daß dieser verdammte Dämon ihn auf Killertour geschickt hat. Der Clown wird nicht alle Templer hassen, sondern nur die, die Baphomet ablehnen.«

»Und du meinst, John, daß dies für ein Motiv reicht?«

»Bis jetzt schon.«

Suko war anderer Ansicht. »Das ist mir alles zu allgemein. Ich denke, daß noch etwas anderes dahintersteckt, und daß Sie, Mrs. Sargasso, einen Teil dieses Gefüges bilden.«

»Das begreife ich nicht.«

»Sie persönlich sollen getroffen werden.«

»Himmel!« rief sie. »Ich habe doch gar nichts getan. Ich habe mit den Templern nichts am Hut.«

»Das sieht der Killer wohl anders. Aber John Sinclair und ich werden ihn uns holen. Da machen Sie sich mal keine Sorgen.«

Sorgen machte ich mir. Nicht direkt wegen des Killer-Clowns, sondern mehr um Jane Collins. Eigentlich hätte sie schon hiersein müssen, denn an einem Tag wie heute schlief sie sicherlich nicht lange. Ich wollte zumindest wissen, ob sie schon unterwegs war. Deshalb holte ich das Handy hervor und wählte Sarah Goldwyns Nummer, bei der Jane Collins in der ersten Etage des Hauses wohnte.

Es dauerte schon eine Weile, bis jemand abhob. Dann hörte ich Sarahs Stimme. Sie sprach ungewöhnliche Begrüßungsworte. »Nicht einmal auf der Toilette hat eine alte Frau vor irgendwelchen Quälgeistern Ruhe. Wer ist denn jetzt schon wieder an der Strippe?«

»Du solltest dir ein Handy anschaffen, liebe Sarah«, riet ich ihr zur Begrüßung.

»Den Apparat hat Jane mitgenommen. Guten Morgen, John.« Lady Sarah hatte mich an der Stimme erkannt.

Ich gab den Morgengruß nicht zurück, weil ich nur an die Detektivin dachte. »Dann ist sie also schon unterwegs?«

»Klar.« Die Horror-Oma lachte, brach aber schnell wieder ab. »Sie ist schon länger fort und müßte eigentlich schon bei euch sein.«

Das war sie leider nicht. Ich preßte für einen Moment die Lippen zusammen und spürte auch den Druck im Magen, der sich strahlenförmig ausbreitete.

»He, John!«

»Ja, schon gut.«

Wie immer war Lady Sarah hellwach. »Ich weiß jetzt, daß sie nicht bei euch ist.«
»Richtig.« Ich räusperte mich. »Sie kann aufgehalten worden sein. Kein Grund zur Panik.«
»Danach klingt deine Stimme aber nicht.«
»Sarah«, sagte ich. »Es gibt wirklich keinen Grund, sich aufzuregen. Auch hier ist bisher alles glattgegangen. Du hörst meine Stimme, ich lebe noch und…«
»Ich weiß, worum es geht. Sie soll einen Killer stellen, der schon drei Menschen getötet hat.«
»Allerdings.« Den vierten verschwieg ich. »Was ist mit dir?«
»Wieso?«
»Ist es auch ein Fall für dich?« Ich verdrehte die Augen. »Sarah - bitte! Ich kann dir jetzt nicht alles lang und breit erklären. Eines solltest du wissen: Der Killer ist ein Clown. Er gehört hier zum Zirkus. Wir müssen ihn nur noch stellen, das ist alles.«
Sie lachte leise und hämisch. »Dann brauchen wir uns um Jane keine Sorgen zu machen.«
»So ist es.«
»Das glaube ich nicht.«
»Okay, Sarah, ich melde mich wieder.« Auf eine lange Diskussion wollte ich mich mit der Horror-Oma nicht einlassen.
Das hätte nichts gebracht, aber nervös war ich schon.
Suko und Julia Sargasso schauten zu, wie ich das Handy wieder verschwinden ließ. »Glaubst du, daß irgend jemand Jane Collins abgefangen hat?« fragte mein Freund.
Ich hob die Schultern. »Glauben - wissen, ich habe keine Ahnung. Ich will es nicht hoffen.«
»Aber du rechnest damit.«
»Müssen wir wohl. Oder?«
»Stimmt. An irgendwelche Verkehrsstaus glaube ich nicht. Nicht hier in dieser Gegend.«
»Wir sollten uns auf dem Gelände umschauen«, schlug ich vor. »Hier hocken wir wie auf einer Insel. Der Clown kann sich freuen, daß er uns unter Kontrolle hat. Er kann agieren, während wir hier nur sitzen und nichts tun. Das wird sich ändern.«
»Was haben Sie denn vor, Mr. Sinclair?«
»Das Gelände durchsuchen. Dieser Clown ist da. Es ist sein Spiel. Er hat für den tiefen Schlaf der anderen gesorgt. Er kann, wenn er will, hingehen und töten. Das muß man sich mal vorstellen. Und wir hocken hier, ohne etwas zu unternehmen.«
»Stimmt, Mr. Sinclair. Aber er wird Sicherheiten eingebaut haben. Ich glaube nicht, daß er sich so einfach fassen lassen wird. Er beherrscht uns.« Ihre Augen wurden groß, und sie starrte zuerst mich

an, dann Suko. »Er beherrscht uns wirklich. Er ist derjenige, der sich das hier alles leisten kann. Und warum kann er das? Weil es Tiere gibt, die ihm gehorchen. Tiere ebenso wie Menschen. Wir…«

Es war vorbei mit Julias Erklärung. Auf einmal hörten wir den Clown, und das schrille Lachen hinterließ nicht nur bei mir eine Gänsehaut. Es drang durch die Wände des Wagens an unsere Ohren. Der Clown mußte in der Nähe stehen und seinen Spaß haben, während wir wie in einem Knast hockten.

In den letzten Minuten hatte keiner von uns mehr aus den Fenstern geschaut.

Jetzt wollten wir es wissen. Suko und ich waren am schnellsten.

Julia Sargasso wartete noch ab. Sie war blaß geworden, man sah ihr die Angst an.

Ich blickte aus einem der rechten, Suko schaute aus einem der linken Fenster.

Den Killer-Clown sah ich nicht. Dafür jemand anderen. Einen Freund von ihm.

Vor dem Wagen hatte sich ein Löwe aufgebaut und schaute mir direkt ins Gesicht…

***

Ich war im ersten Moment so perplex, daß ich nicht sprechen konnte.

Auch von Suko hörte ich zunächst keinen Kommentar. Nur Julia wollte wissen, was passiert war. Sie selbst schaute nicht aus dem Fenster.

Die Antwort gab Suko. »Ich bin mir nicht hundertprozentig sicher, aber ich denke, daß an meiner Seite ein Panther hockt und uns beobachtet.«

»Nein!«

Den Ruf der Frau ignorierte ich und erklärte statt dessen, daß ich gegen einen Löwen schaute.

»Verdammt!«

Jetzt hielt auch Julia nichts mehr an ihrem Platz. Sie drängte sich an meinem Rücken vorbei und baute sich neben mir auf. Das zweite Fenster lag nur einen halben Meter entfernt.

Ich drehte meinen Kopf nach links, um Julias Reaktion zu beobachten.

Sie wurde in Intervallen immer blasser. Dann holte sie tief Luft und schüttelte den Kopf. »Das ist Simba. Ja, wir haben den Löwen Simba genannt. Man hat ihn freigelassen. O Gott!«

»Die Raubtiere gehorchen dem Clown. Das habe ich selbst erlebt - bei den Hyänen.«

»Was tun wir jetzt?« Die Direktorin trat zurück. Sie war durcheinander. In ihrem Beruf hatte sie genug mit Raubtieren zu tun,

aber da waren sie durch Gitter geschützt, und plötzlich fing sie an zu schluchzen. Es war etwas viel gewesen für sie. Sie brauchte einen Platz, um sitzen zu können.

Suko hatte sich abgewandt. Er kam auf mich zu. Gemeinsam beobachteten wir den Löwen. »Ob es uns nun paßt oder nicht, John, aber dieser Killer-Clown ist besser oder stärker, als wir angenommen haben. Er diktiert das Geschehen.«

Ich gab ihm recht, und Suko sagte einen Moment später: »Soll ich wetten, daß du an Jane denkst?«

»Du würdest gewinnen.« Ich behielt den Löwen im Auge. »Aber ich denke auch an den Clown. Wir haben sein Lachen gehört. Er muß sich einfach in der Nähe versteckt halten. Da er etwas von uns will, wird er sich auch zeigen.«

»Es ist sein Spiel. Er kann die Zeiten und auch die Regeln bestimmen.«

Suko holte tief Luft. »Ich werde mal die Tür an meiner Seite einen Spalt öffnen. Nur um zu sehen, wie der Puma reagiert. Das sollte uns eine Chance geben, um…«

»Da ist er!«

Ich hatte Suko unterbrochen, und mein Freund drehte sich augenblicklich.

Er starrte durch die Scheibe, aber auch Julia Sargasso hatte meine Worte gehört und wollte nicht mehr auf ihrem Platz bleiben. Sie stand mit fahrigen Bewegungen auf. Aus ihrem Gesicht war das Blut plötzlich gewichen. Die Augen wirkten doppelt so groß wie sonst. In meiner Nähe suchte sie Schutz. Ich spürte ihre Hände auf meinem Rücken und merkte dabei auch das Zittern.

Der Ausschnitt war nicht unbedingt groß, aber breit genug, um alles sehen zu können. Woher der Clown gekommen war, hatten wir nicht gesehen. Jedenfalls stand er wie eine Witzfigur vor dem Wagen, zu seinen Füßen hockte der Löwe wie ein treuer Hund.

Das geschminkte Gesicht war eine Ausgeburt an Häßlichkeit. Damit hätte er keinem Kind Freude bereiten können, auch nicht mit seiner Waffe, an deren Spitze Blut klebte. Er wirkte, als sei er aus einem bösen Alptraum oder einem Märchen entsprungen. Auf gewisse Menschen hätte er auch lächerlich wirken können. Von diesem Urteil waren wir jedoch weit entfernt, obwohl er sich so benahm wie ein Clown, denn er legte den Kopf schief und lachte wieder.

Auch kein normales Lachen. Dafür ein häßliches Geräusch - schrill und widerlich, als dränge es nicht aus ihm selbst, sondern aus irgendeinem künstlichen Gegenstand.

Ein zweiter Kopf glotzte uns von dicht unterhalb der Spitze her an. Ein widerliches Gesicht, über dessen Anblick ich nicht mal lächeln konnte.

Vergleichbar mit einer Halloween-Maske, die an Scheußlichkeit nicht zu überbieten war.

Der Mund in dem künstlichen Gesicht bildete eine schiefe Öffnung. Ich konnte in sie hineinschauen und rechnete damit, daß jeden Augenblick kleine Monstren aus ihm hervorschossen.

Eine Hand hatte der Clown frei. Er winkte damit und deutete dann auf die Tür.

»Himmel, wir sollen aussteigen!« flüsterte Julia Sargasso.

»Im Wagen kann er mit uns nichts anfangen.«

»Und dann, Mr. Sinclair?«

»Werden wir schon sehen.«

»Aber Sie beide haben doch eine Waffe«, sagte sie weiter. »Die Scheiben sind nicht schußfest. Er ist ein Mörder.« Sie sprach jetzt schnell und wies immer wieder mit dem vor-und zurückzuckenden Zeigefinger gegen das Fenster. »Wenn Sie wollen, können Sie hindurchschießen - und ihn treffen. Sie sind doch gut. Sie schaffen das. Da bin ich mir sicher. Erschießen Sie diesen Hundesohn!«

»Sie verlangen zuviel von uns«, sagte Suko.

»Aber er ist ein Mörder.«

»Das wissen wir!«

»Dann…«

Der Clown zeigte keine Geduld mehr. »Ich habe euch etwas gesagt. Wollt ihr nicht kommen? Dann wird sie es büßen…«

Sie wird es büßen! Suko und mir war klar, wen er damit gemeint hatte.

Das konnte nur Jane Collins gewesen sein. Keiner von uns sprach es aus, aber Suko meinte: »Ich denke schon, daß wir ihm diesen Gefallen tun sollten, John.«

»Einverstanden.« Ich drehte mich und ging mit langsamen Schritten der Tür entgegen. Wohl war mir nicht dabei. Es gab nicht nur den verdammten Clown oder Jane Collins, sondern auch noch die Raubtiere, die er unter seinen Befehl bekommen hatte. Diese Tatsache bereitete mir größere Sorgen, denn die Tiere würden uns anfallen und zerreißen, wenn er es wollte.

Suko blieb dicht hinter mir. »Kannst du dir vorstellen, wie es weitergeht, John?«

»Eigentlich nicht.«

»Denk an die Templer.« Meine Hand lag bereits auf der Türklinke. »Er wird noch nichts tun und seine Macht auskosten wollen. Schon in der Nacht hat er mit dem Spiel begonnen. Wir werden sehen, welches Ende er sich ausgesucht hat.« Nach diesen Worten stemmte ich die Tür auf und trat als erster ins Freie…

***

Jane Collins beschäftigte sich mit ihren Erinnerungen, die erst kurze Zeit zurücklagen. Immer wieder tauchte das Bild vor ihren Augen auf. Sie sah den Löwen vor sich auf dem Boden liegen und sie beobachten. Sie sah auch den verbrecherischen Clown dahinter, und sie erinnerte sich daran, wie er ihr die Hand entgegengestreckt hatte.

Es war für sie das Zeichen gewesen. Zugleich das Ende seiner Geduld.

Und Jane hatte dieser Aufforderung Folge leisten müssen. Mit einem großen Schritt war sie über den Tierkörper hinweggestiegen. Auf keinen Fall wollte sie ihn berühren oder ihn womöglich als Stütze benutzen.

Noch während sie sich bewegt hatte, war das zweite Gesicht, diese häßliche Fratze, plötzlich in ihrem Blickfeld erschienen und hatte ausgesehen wie ein verzerrter Mund, den jemand zusätzlich noch angemalt hatte. Es war ihr nicht mehr gelungen, den Blick von ihm zu wenden, denn plötzlich hatte sie nichts mehr gefühlt. Da war ihr der Boden unter den Füßen weggezerrt worden, und sie war sich vorgekommen wie jemand, der plötzlich schwebt, ohne es je gelernt zu haben. Ja, sie schwebte in der Luft! Sie glitt auf ihn zu, sie sah nur die schreckliche Fratze auf dem Griff steckend, deren Mund sich noch mehr verzerrte, wobei sich auch der gesamte Kopf verzog.

Dann war es vorbei. Ohnmacht, Bewußtlosigkeit, etwas von dem hatte sie kurzerhand überfallen. Wie entführt aus der normalen Welt fühlte sie sich, und sie war erwacht wie eine Frau, die stundenlang im Tiefschlaf gelegen hatte.

Nur nicht an derselben Stelle, sondern woanders. In einer für sie völlig fremden Umgebung, die aber zu einem Zirkus gehörte wie das Salz zur Suppe.

Unter sich hatte sie eine weiche, leicht knisternde Unterlage gespürt.

Späne, Sägemehl und…

Eine Manege, dachte sie. Himmel, ich liege in einer Manege. Die Augen hatte sie für eine Weile geschlossen gehalten, um sich mit diesem Gedanken anfreunden zu können. Erst sehr langsam hatte Jane sie dann geöffnet und über sich einen hohen, graubeigen Himmel gesehen, der sich beim zweiten Hinschauen als Zeltdach entpuppte. Es war nicht glatt, es war gebogen, es erinnerte sie an eine Welle, die an den Enden gehalten wurde. Wenn sie den Kopf drehte, dann sah sie die erhöhten Wände am Rand der Manege, aber das war nur ein flüchtiger Blick. Jane wollte sich um sich selbst kümmern. Sie wollte herausfinden, wie gut sie noch drauf war, und sie traf Anstalten, sich aus der Rückenlage zu erheben.

Noch im Ansatz ließ sie sich wieder zurückfallen. Sie hatte etwas gerochen.

Da war ein bestimmter Geruch in ihre Nase geweht worden, der ebenfalls zum Zirkus gehörte, mit dem sie allerdings nicht viel

anfangen konnte. Sie spürte auf ihrem Körper die Gänsehaut. Zugleich auch den Druck im Kopf und die Angst.

So mußte erst Zeit vergehen, damit Jane mit sich selbst zurechtkam, bis sie soweit war, sich die Umgebung näher anschauen zu können. Im Liegen bewegte sie den Kopf nach rechts. Es reichte bereits eine knappe Bewegung, um den Schatten zu sehen, der wie ein schwacher Hauch über sie hinwegfiel. Es war der Schatten eines Raubtiers! Eine Löwin hatte man ihr als Bewacherin hingestellt. Eine große Katze, nicht so mächtig wie ihr männliches Pendent, aber stark genug, um einen Menschen in die Schranken zu verweisen.

Die Angst traf Jane Collins wie ein heftiger Stoß. Sie fing an zu zittern, aber sie wußte genau, daß dies falsch war. Das Zittern bedeutete Bewegung, und das Tier würde diese nicht akzeptieren, das wußte auch Jane.

Sie blieb liegen.

Die Löwin hatte sich hingestellt. Den Kopf hielt sie gesenkt. Das Maul war noch geschlossen. Jane brauchte auch nicht unbedingt einen Blick in den Rachen zu werfen. Sie wußte auch so, wie gefährlich diese Raubkatze war.

Das Tier beschnupperte sie. Zuerst glitt die Schnauze dicht über Janes Gesicht hinweg. So nah, daß sie die Barthaare spüren konnte, die bei ihr ein Kitzeln hinterließen.

Sie fuhr unwillkürlich zusammen, was die Löwin nicht kümmerte, denn sie bewegte ihren Kopf weiter.

Jane senkte im Liegen noch den Blick. So konnte sie den Weg genau verfolgen. Das Gesicht des Tieres schwebte sehr bald über ihrer Brust.

Dann wanderte der Kopf weiter. Die Löwin roch an ihr. Sie wollte den Geruch der Frau aufnehmen. Jane hoffte nur, daß sie nicht das Maul öffnete, um plötzlich zuzuschnappen. Das wäre das Ende gewesen.

In der rechten Jackentasche spürte sie noch das Gewicht der Waffe.

Zum Glück hatte man ihr die Pistole nicht abgenommen, aber sie würde ihr kaum etwas helfen. Die Waffe hervorziehen und schießen, das konnte die Löwin einfach nicht zulassen. Es war auch eine Frage, ob man es mit einer Kugel schaffte, das Tier zu töten.

Das nicht sehr laute Fauchen riß die Detektivin aus ihren Gedanken. Sie schaute nach vorn. Dabei schaute sie über ihren liegenden Körper hinweg, an dessen Ende sich die Löwin aufgebaut hatte. Sie stand dort wie ein Denkmal, den Kopf nach vorn gerichtet, und die Blicke des Menschen und die des Tieres trafen sich.

Jane wußte genau, wie sie schaute. In ihren Augen hatte sich die Angst eingenistet. Im Gegensatz dazu schimmerten die Augen der Löwin, als lägen sie in einer dünnen Wasserlache. Sie öffnete das Maul. Jane ließ sich von den trägen Bewegungen auf keinen Fall

täuschen. Das konnte einen Moment später schon anders aussehen. Das Tier gähnte sie an.

Dabei sah Jane Collins zum erstenmal das Gebiß mit den kräftigen Zähnen, und sie erkannte auch die dünnen Speichelfäden, die beide Zahnreihen miteinander verbanden. Jane hatte viel erlebt und durchgemacht, aber eine Gänsehaut bekam sie trotzdem. Sie schluckte ihren Speichel, der bitter schmeckte, und atmete nur durch die Nase.

Das Maul klappte wieder zu. Dann erschien die Zunge, und die Löwin fing an, sich zu lecken oder zu putzen. Ein Zeichen, daß sie sich wohl fühlte und sich ihrer Beute sicher war.

In den letzten Sekunden hatte sich Jane Collins wieder entspannt, trotz der Nähe dieses Raubtieres. Gewöhnen würde sie sich an den Anblick nicht, auch wenn sich das Tier locker gab und sich weiterhin putzte. Hin und wieder aber warf sie Jane einen Blick zu, als wollte sie ihr klarmachen, daß sie ruhig liegen zu bleiben hatte.

Die Detektivin hütete sich auch weiterhin, nur den kleinen Finger zu bewegen.

Der vierbeinige Aufpasser hatte seine Befehle bekommen, er würde sie strikt einhalten.

Im Hintergrund stand noch immer der Clown, der keiner war, sondern ein gefährlicher Killer. Mit ihm kam Jane Collins nicht zurecht. Sie hatte ihn zwar gesehen, sie hatte ihn auch sprechen hören, aber seine letzten Ziele waren ihr verborgen geblieben. Nur eines stand für sie fest: Dieser verdammte Kerl hatte nicht nur die Macht über die Raubtiere, er konnte auch die Menschen beeinflussen, denn auch weiterhin war keiner der Mitarbeiter erwacht. Jane Collins lag in der Stille. Sie hörte keine Stimmen, sie vernahm keine Schritte. Der Clown hielt alles in seiner Nähe unter Kontrolle.

Auch sie war plötzlich überfallen worden. Ja, es war ihr wie ein Überfall vorgekommen. Sie hatte noch in dieses gräßliche Gesicht geschaut und den Kontakt mit der normalen Welt verloren.

Dachte sie.

Plötzlich peitschte der mächtige Schwanz der Löwin über den Boden. Er wühlte sich in die Späne hinein, die durcheinandergewirbelt wurden und wie Schneeflocken wieder zu Boden fielen. Da befand sich das Tier bereits auf dem Weg zu Janes Kopf. Und diesmal hielt die große Katze ihr Maul offen.

Die plötzliche Angst erwischte Jane wie ein mächtiger Stromstoß. Sie rechnete damit, daß es mit ihr vorbei war. Das andere Gefühl trat unheimlich mächtig aus. Der klare Blick verschwand für eine Weile, und als sie wieder normal sehen konnte, spürte sie bereits die Berührung der Zähne an ihrem Hals.

Sie beißt zu!

Es war ein Schrei, der durch ihr Inneres tobte und die Angst noch

einmal steigerte.
Das Tier biß nicht zu.
Aber die Zähne berührten auch weiterhin den Hals der Frau, und Jane Collins fragte sich, was noch alles geschehen würde…

***

Ich hatte die Tür geöffnet, war als erster aus dem Wagen gestiegen und hörte das Tappen der Pfoten, als der Puma an der anderen Seite seinen Platz verlassen hatte. Wie an der Leine gezogen, bewegte er sich und baute sich an der linken Seite des Clowns auf. Die rechte war von dem Löwen besetzt.
Zwei prächtige Tiere, das mußte ich zugeben. Gut genährt, muskulös und deshalb mit allen Vorteilen versehen. Das Fell glänzte, die Augen waren klar und schimmerten wie geschliffene Gläser.
Ich hörte hinter mir die Schritte meines Freundes Suko, und auch Julia Sargasso hatte den Wagen verlassen. Für den Killer-Clown in seinem grünen Pumpkostüm war es die reinste Freude, hier zuschauen zu können. Fühlte er sich doch als der große Gewinner und Held.
»Wie schön«, erklärte er höhnisch. »Jetzt habe ich euch alle bei mir. So habe ich es mir gewünscht.« Sein Mund zog sich noch mehr in die Breite.
Wieder hörten wir sein Kichern, das uns bestimmt keine Freude bereitete.
»Was läuft hier ab?« fragte ich in das Geräusch hinein.
Er klappte den Mund zu. Ein wütender oder böser Blick traf mich. Wahrscheinlich hatte ihn meine Frage gestört. Er war der König, wir zählten nur zu seinen Dienern.
»Du hast es nötig, Sinclair, ausgerechnet du. Wo du mir dankbar sein kannst, daß ich dich am Leben gelassen habe. Die Hyänen hätten dich längst zerfetzen und fressen können, wie sie es mit Kilrain getan haben.«
»Kilrain, mein Gott, warum?« Ich drehte mich um, weil Julia die Worte ausgestoßen hatte. Sie war völlig von der Rolle und hätte sich gern auf den Clown gestürzt, aber Suko stand dagegen und hielt sie fest.
Dabei zischelte er ihr ins Ohr, ruhig zu bleiben, was der Frau schwerfiel.
»Wer war Kilrain?« fragte ich. »Einer unserer Tierpfleger«, gab Julia zur Antwort. In ihren Augen lagen jetzt Tränen. »Ein so guter Mann. Er kam wunderbar mit den Tieren aus. Er lebte nur für sie…«
»Jetzt ist er tot«, erklärte der Clown. »Der vierte. Wie die Jahreszeiten.«
Ich wußte Julia bei Suko unter guter Beobachtung und kümmerte mich wieder um den Mann. »Vier Morde«, sagte ich leise. »Da ist jeder

für sich schon zuviel. Wir können sie nicht rückgängig machen, aber wir hätten gern gewußt, warum die Menschen sterben mußten. Wer steckt wirklich hinter dieser Clownmaske? Jemand, der ein Motiv für seine Taten hat und zugleich noch die Templer haßt?«

»Ja, ich hasse sie!« brüllte der Clown los. Ich hatte ihn an einer empfindlichen Stelle getroffen. »Ich hasse sie, und ich habe mir geschworen, sie zu vernichten, wo ich sie treffe.«

»Ich bin kein Templer!«

»Das weiß ich«

»Gehörten die anderen zu dieser Gruppe?«

Er schüttelte den Kopf.

»Dann sind sie wirklich grundlos gestorben.«

»Sie waren wertvoll!« erklärte er voller Zynismus. »Ich habe durch sie auf mich aufmerksam gemacht, denn ich wollte Julia leiden sehen. Ich wollte sie in eine Notlage bringen, aus der sich nicht mehr herauskam. Sie sollte zittern, sie sollte durchdrehen, sie sollte Angst bekommen, deshalb schlug ich zu.«

»Haben Sie mich den so gehaßt?« fragte Julia flüsternd. Sie kam mit den Erklärungen nicht zurecht.

»Ja, das habe ich.«

»Warum? Meine Güte, warum? Ich habe Ihnen nichts getan. Wir kennen uns nicht mal.«

»Ich kenne dich, Julia. Ich kenne dich schon lange. Ich habe dich auch beobachtet, Schwester!«

Alle glaubten wir, uns verhört zu haben. Was hatte er als letztes Wort gesagt?

Schwester?

»Bitte?« flüsterte ich.

Der Killer-Clown gab keine Antwort. Er freute sich darüber, daß er uns geschockt hatte. Wir sahen den Glanz in seinen Augen. Der Mund verzog sich wieder zu einem Grinsen, und dann hatte sich auch Julia Sargasso wieder gefangen.

»Moment mal. Du - ahm - Sie sind doch nicht mein Bruder. Das kann nicht wahr sein. Das müßte ich wissen.«

»Wirklich?« höhnte er. »Hättest du das wirklich wissen müssen?«

»Ja, verdammt, das hätte ich.«

»Du hättest dich bei deinen Eltern beschweren müssen. Denn sie wußten Bescheid. Das heißt, ich muß zugeben, daß ich nur ein Halbbruder von dir bin. Ein Fehltritt deines Vaters, als er noch zu den Templern gehörte. Da hat er ein etwas unkeusches Leben geführt, und ich bin das Produkt. Er hat sich mit einer Frau eingelassen, der man nachsagte, sie wäre eine Hexe gewesen und…«

»Das hätte mein Vater nie getan!« schrie Julia in seine Worte hinein.

»Niemals!«

»Bist du dir da sicher?«
»Ja, das bin ich, verdammt! Ich bin mir sogar sehr sicher.« Sie wollte noch etwas hinzufügen, aber das wissende und spöttische Grinsen auf den geschminkten Lippen des Clowns ließ sie verstummen.
»Erzählen Sie weiter«, sagte ich. »Es ist schon interessant.«
»Gern. Deshalb bin ich hier. Mein und ihr Vater ist zu dieser Frau gegangen, um sie zu bekehren und sie von ihrem Dämonenglauben abzubringen. Er wurde offiziell zu ihr geschickt, aber er ist ihren Reizen erlegen. Sie hat den Spieß umgedreht und hat mit ihm geschlafen. Sie ist regelrecht über ihn hergefallen, und er hat sich nicht wehren können. Die beiden waren wie wilde Tiere, und unser Vater hat dabei alles vergessen. Er geriet in den Bann der Hexe, die ihm schon kurz nach dem Akt klarmachte, daß er Vater werden würde. Sie wußte es sofort. Zuerst hat er ihr nicht geglaubt, aber die Botschaft rumorte in ihm. Er ist dann noch einmal zu ihr gegangen, das war Monate später, und da hat er ihren schon dick gewordenen Bauch gesehen und wußte endgültig Bescheid.«
»Das - das kann ich nicht glauben«, flüsterte sie. »Das ist eine Lüge. Eine verdammte Lüge!« Es klang nicht eben überzeugend, und Julia schaffte es auch nicht, weiterzureden.
Ihrem Bruder machte das Spaß. »Ja, Julia, unser Vater wußte nun Bescheid. Er war völlig durcheinander. Für ihn brach eine Welt zusammen, und er fühlte sich als Sünder. Wie du weißt, hat er sich von den Templern getrennt, lernte deine Mutter kennen, heiratete sie und lebt heute noch mit ihr zusammen. Aber die Furcht ist geblieben. Sie sitzt unterschwellig in ihm festr das kann ich euch sagen.«
»Kam es zu einem Zusammentreffen zwischen Ihnen und Ihrem Vater?« wolle ich wissen.
»Ja, einmal. Da war ich bereits einige Jahre alt, und meine Mutter hat ihn noch einmal darauf hingewiesen, daß ich das Kind einer Hexe war. Einer besonderen Hexe, die stets ihre Kräfte einsetzte, um einen Teil der Natur zu beherrschen.«
»Etwa die Tiere?« fragte ich.
»Ja, die Raubtiere. Sie war eine gefragte Tiertrainerin oder auch Dompteuse. Das lief wunderbar, aber niemand wußte, daß es der Teufel oder ein Dämon gewesen war, der ihr diese Kräfte vererbt hatte, die nun auf mich übergegangen waren. Ich bin das Produkt der Hexe. Ich bin gewissermaßen der verlängerte Arm meiner Mutter, und darüber kann ich mich nur freuen. Ich führe ihr Leben weiter.«
»Deshalb beherrschen Sie die Tiere.«
»Ja.«
»Und auch die Menschen?«
»Ach, Sinclair.« Er grinste. »Sie denken an den Tiefschlaf, nicht wahr?«

»So ist es.«
»Ich habe ein Erbe meiner Mutter übernommen. Der Kopf auf meiner Waffe. Er ist das Gegenteil von mir. Ich bin der Clown, die Freude, das Lachen. Aber das Gesicht, die Fratze, das ist die andere Seite. Sie ist das Böse, das es auch gibt, das Unfaßbare. Der aufgespießte Schädel ist meine wahre Macht, und er ist ebenfalls ein Erbe meiner Mutter. Sie hat ihn mir übergeben, bevor sie starb, und ich habe ihn sehr wohl in Ehren gehalten.«
»Hat Ihr Vater sich nie um sie gekümmert?«
»Nein!« schrillte es über die geschminkten Lippen. »Das hat er nicht. Für ihn war ich weder Sohn noch Stiefsohn. Er hat mich auch nicht direkt als Fehltritt angesehen, sondern mehr als einen hexenhaften Wechselbalg. Er wollte nie etwas mit mir zu tun haben, und ich wurde auch nie von ihm akzeptiert. Er hat mich vergessen, geistig unterdrückt. Ich war einfach nicht da.«
»Weiß er denn, daß Sie zurückgekehrt sind?«
»Nein. Er und seine Frau sind ahnungslos. Nur ich weiß, wo sie jetzt leben, und ich werde die beiden besuchen, wenn ich hier fertig bin. Darauf kannst du dich verlassen, Schwester. Ich habe mein Leben fristen müssen. Keiner aus dem Orden der Templer hat sich um mich gekümmert, obwohl man Bescheid wußte. Man hat mich einfach unterschlagen. Ich existierte nicht, und dafür werde ich mich rächen, auch an ihnen. Daß ich Feinde habe, weiß ich, damit bin ich aufgewachsen, aber ich weiß auch, wie ich mich meiner Feinde entledigen kann, eben durch meine Freunde. Ich habe die besten, die man sich überhaupt vorstellen kann. Tiere - aber nicht irgendwelche, sondern Raubtiere. Sie werden dafür sorgen, daß ich auf die Gewinnerstraße gerate.«
Allmählich blickte ich durch, und ich mußte wieder auf diesen zweiten Kopf schauen. Er war einfach widerlich. In seinem Gesicht vereinigten sich Mordgier, Menschenverachtung und Hohn. Eine Mischung, die mich nur an Zerstörung denken ließ. Nur würde das noch dauern, denn so einfach würde es uns dieser Hundesohn nicht machen. Alle Trümpfe hatte er noch nicht gezeigt. Jetzt aber freute er sich über die Reaktion seiner Halbschwester. Für Julia waren die Eröffnungen zuviel gewesen.
Sie stand neben Suko, klammerte sich an ihm fest und mußte weinen.
»Warum haben Sie die Morde begangen?« rief ich.
»Wegen meiner Schwester.«
»Sie hat Ihnen nichts getan. Da kann ich mich nur wiederholen, verdammt noch mal.«
Er schickte mir ein böses Lachen entgegen. »Weißt du eigentlich, wie ich gelitten habe, Sinclair? Kannst du dir vorstellen, wie ich mich all die Jahre fühlte? Die Menschen haben gemerkt, daß ich anders war,

und so war ich gezwungen, mich als Außenseiter durchzuschlagen, und die Flamme der Rache erhielt immer mehr Nahrung. Ich habe meine Pläne gut überlegt und bin dabei, sie durchzuführen.«

»Über unsere Leichen.«

»Ja. Euer Pech. Ihr hättet euch nicht einmischen sollen. Aber meine Halbschwester mußte ja diese Collins engagieren, und diese Person hatte nichts anderes zu tun, als dich, Sinclair, zu informieren. Zuerst wollte ich dich töten lassen. Meine Tiere hätten sich wirklich gefreut, dann aber kam ich zu dem Entschluß, dich als Spielball zu benutzen. Ja, du warst nichts anderes als ein Spielzeug für mich. Wachs in meinen Händen, das ich formen und kneten konnte.« Er kicherte wieder. »Du glaubst gar nicht, was ich damit für einen Spaß hatte. Es war einfach super und wunderbar.«

»Kann ich Ihnen nicht verdenken. Aber es sind trotzdem mehr geworden. Wenn möglich, traten wir im Team auf, und wir haben ebenfalls Erfahrungen im Kampf mit Geistern oder anderen dämonischen Wesen. Was Sie uns erklärt haben, ist uns nicht fremd, deshalb hält sich unsere Angst in Grenzen.«

Ich gab ihm Zunder und verließ mich dabei eigentlich mehr auf Suko, denn er besaß eine Waffe, durch die er einiges ändern konnte, wenn er sie einsetzte.

Aber der Inspektor hielt sich zurück. Er zog seinen Stab nicht - noch nicht.

»Eure Angst wird sich steigern. Sie wird sogar zur Panik werden, wenn es um euer Leben geht.«

»Durch die Tiere?«

»Ja, sie ebenfalls.«

»Und weiter?«

»Durch mich«, erklärte der Killer-Clown, »denn ich habe euch in der Hand.« Er legte seinen Kopf schief, kicherte wieder und tat so, als wollte er uns ein besonderes Schauspiel bieten. »Wir haben doch vorhin schon von Jane Collins gesprochen. Kann es sein, daß ihr sie vermißt? Hätte sie nicht schon längst bei euch sein müssen?«

»Das ist wahr.«

Er hüpfte und lachte dabei, stemmte sich überlegen auf seinem Mordinstrument ab. »Ich habe es auch gewußt, und ich bin etwas schneller und schlauer gewesen. Ich habe sie nämlich abgefangen, als sie aus ihrem Wagen stieg. Und ich habe sie danach an einen sehr netten und auch sicheren Ort gebracht, wo sie ausgezeichnet bewacht wird. Wollt ihr wissen, wen ich als Wächter zurückgelassen habe?« Er hatte seinen Spaß und schien sich bereits so stark in die Rolle eines Clowns hineinversetzt zu haben, daß er sie auch ausfüllte und herumhüpfte. Trotz dieses kindlichen Benehmens ließen wir uns nicht täuschen. Er war gefährlich genug und konnte jede Sekunde von

einem Extrem ins andere kippen.

Blitzschnell verschwand seine alberne Art. Er wurde ernst. »Na, habe ich euch neugierig gemacht?«

»Wo ist sie?« fragte ich.

»Im Zelt.«

Ich nickte.

»Am Ort des letzten Mordes. Sie liegt in der Manege. Eine Löwin ist bei ihr. Sie heißt Senta und ist Simbas Partnerin.« Er streichelte den Löwen neben sich. »Sie hat bestimmt Sehnsucht nach ihm, und beide haben Hunger.«

Ich hatte es gewußt. Auch Suko wußte Bescheid. Ich hörte ihn stöhnen und leise knurren. Er mußte auf der anderen Seite ebenso froh sein wie ich, daß wir uns bisher zurückgehalten hatten, sonst wäre Jane möglicherweise nicht mehr am Leben.

»Können wir sie sehen?« fragte Suko.

Der Killer-Clown deutete eine linkische Verbeugung an. »Sehr gern. Kein Problem. Ich hätte euch sowieso zu ihr geführt. Ich habe es gelernt, die Manege zu lieben. Sie gibt einem Kraft. Wenn man in ihr steht, kann man das Gefühl haben, sie zu beherrschen. Da ist man der König. Wie ich der König sein werde, könnt ihr bald erleben, denn es ist mein Spiel, nicht das eure.«

Er geilte sich an seinen eigenen Worten auf, wurde aber rasch wieder normal und schnippte mit den Fingern der freien Hand.

Das genau war das Zeichen für die beiden Raubtiere. Der Löwe und der Puma streckten sich. Ich hatte sie nicht aus den Augen gelassen und bekam mit, wie sich die Muskeln unter dem glatten Fell bewegten.

»He, Halbschwester, komm her!« Wieder schnippte der Clown mit den Fingern.

»Nein, nein! Das will ich nicht!«

Er spitzte den Mund und lachte sein langgezogenes Oooohhh. »Soll ich dich von meinen Freunden holen lassen?«

»Nein.« Ich hatte die Antwort gegeben und drehte mich um. Die Frau klammerte sich an Suko fest. Trotzdem hatte sie meine Drehung mitbekommen.

»Tun Sie ihm den Gefallen, Mrs. Sargasso, und gehen Sie zu ihm.«

»Aber ich…«

»Er wird Ihnen nichts tun.« Sie schaute Suko an und sah, wie er nickte. Erst dann setzte sich Julia in Bewegung. Sie ging mit schleppenden Bewegungen und zitternden Beinen. Ich stützte sie noch ab, aus Furcht davor, daß sie zusammenbrechen konnte.

Auch mir war alles andere als wohl. Gegen dämonische Feinde zu kämpfen, ist eine Sache, damit kannten wir uns aus. Sich aber mit gefräßigen Raubtieren herumzuschlagen, ist eine andere, und auf

diesem Gebiet waren wir Neulinge.

Julia ging gebückt. Sie erinnerte mich an eine alte Frau. Hinzu kamen die Tränen. Was sie in den letzten Minuten erfahren hatte, war verdammt hart gewesen und nicht so leicht zu verkraften.

»Wie heißen Sie eigentlich?« fragte ich. »Oder hat man Ihnen keinen Namen gegeben?«

»Doch. Aber ich habe ihn vergessen, und zwar bewußt vergessen. Ich nannte mich später anders. Ich lieh mir den Namen eines berühmten Clowns einfach aus. Wenn ihr wollt, könnt ihr mich Grogg nennen. Ich habe nichts dagegen.«

»Stimmt, er war ein Großer. Aber kein Killer.«

»Irgendwo unterscheiden sich die Menschen eben!« erklärte er zynisch und hatte seinen Spaß dabei. Dann war ich vorläufig vergessen, denn er hielt Julia seinen Arm hin. »Komm her, liebste Halbschwester, hake dich bei mir ein. Ich gebe dir den Schutz des Bruders.«

Julia stoppte. Sie hob keinen Arm, sondern ließ beide an ihrem Körper wie Stöcke nach unten sinken. Das Zittern hatte nicht aufgehört, aber sie hatte eine innerliche Stärke aufgebaut und flüsterte mit rauher Stimme: »Ich brauche den Schutz eines Mörders nicht! Hast du gehört? Ich will ihn nicht haben!«

»Tun Sie es«, sagte ich, weil ich merkte, wie dieser Grogg erstarrte. Er konnte keinen Widerspruch vertragen, und zum Glück änderte Julia ihre Meinung. Sie hakte sich tatsächlich bei ihm unter, und der Löwe an ihrer rechten Seite schuf sogar Platz.

Links lauerte der Puma und ließ uns nicht aus den Augen. Suko war neben mich getreten. Wir sprachen nicht, aber der Blick, den ich von ihm aufgefangen hatte, reichte aus, um mich wissen zu lassen, daß er auf keinen Fall aufgegeben hatte.

Grogg war zufrieden. Sein Nicken und sein Gesichtsausdruck wiesen darauf hin. Dann bewegte er seine Mordwaffe, und es sah dabei aus, als würde sich auch das Gesicht des zweiten Schädels bewegen und zusammenzucken. Der nächste Befehl galt uns. »Dreht euch um. Den Weg kennt ihr ja!«

Ich fragte nach. »Sollen wir ins Zelt gehen?«

»Ja. Ihr wolltet doch eure Freundin besuchen!«

Ich nickte. »Ist schon okay.« Bevor ich mich drehte, schaute ich gegen das häßliche Gesicht des zweiten Schädels. Die obere Seite des Kopfes schloß direkt an das Ende der Klinge an. Dieser Schädel hatte eine dämonische Ladung, und ich dachte daran, daß er für den Schlaf der Menschen die Verantwortung trug. Geweckt hatte ich Julia durch die Kraft meines Kreuzes. Deshalb dachte ich noch einen Schritt weiter und überlegte, ob es das Kreuz auch schaffen würde, den Schädel zu zerstören und ihn zerplatzen zu lassen.

Möglich war es.
»He, Sinclair! Was glotzt du auf den Kopf?«
»Nur so.«
»Das glaube ich dir nicht. Oder hast du dich vielleicht gefragt, wer er sein könnte?«
»Nicht unbedingt.«
»Es ist nicht der Kopf meiner Mutter«, sagte der Killer-Clown, »wenn du das gedacht hast.«
»Bestimmt nicht.«
Die geschminkten Augen verengten sich. Sie wirkten dabei, als wollten sie sich mit der dunklen Schminke füllen. »Ich traue dir nicht, Hundesohn. Ich weiß, daß du nach einem Ausweg suchst, aber laß dir gesagt sein, es gibt keinen. Du kommst hier nicht lebend mehr heraus. Das gleiche gilt für deinen Freund, den Chinesen. In einer Stunde gibt es euch nur noch als Leichen. Das ist ein Versprechen, und bisher habe ich all meine Versprechen gehalten.«
»Ich verstehe.«
»Und jetzt geht. Das Zelt wartet!«
Ich drehte mich um. Suko bewegte sich ebenfalls. Ein Blick in sein Gesicht zeigte mir, daß er überlegte. Aufgegeben hatten wir uns noch nicht…

***

Der Eingang war für uns geöffnet worden, so konnten wir ohne Schwierigkeiten das Zirkuszelt betreten und bereits einen ersten Blick hineinwerfen.
Leere Ränge. Keine Musik. Kaum Dekoration, und deshalb gab es auch keine Farben. Eine triste Umgebung. Selbst die Bemalung an der runden Manegenmauer wirkte blaß.
Das alles waren nur Randerscheinungen. Die einzig wahre Szene spielte sich in der Mitte der Arena ab, und in ihr steckte keine Bewegung, sie war erstarrt.
Mein Herz klopfte schneller, und es brach mir auch der Schweiß aus, als ich sah, in welcher Lage sich unsere Freundin Jane Collins befand. Sie war noch schlimmer, als ich sie mir vorgestellt hatte, denn sie lag starr auf dem Rücken, und die mächtige Raubkatze hielt sich rechts neben ihr auf, neben dem Kopf. Das Tier hatte seinen eigenen Schädel gesenkt und das Maul aufgerissen. Nur so war es in der Lage, mit seinen Zähnen die dünne Haut am Hals der Frau zu berühren. Die Löwin war bereit zum Biß, sie wartete nur auf den entsprechenden Befehl. Dabei hatte sich aus der Schnauze heller Geifer gelöst. Er war auf Janes Hals und Gesicht getropft.
Die Detektivin hielt sich tapfer. Es kostete sie bestimmt eine übermenschliche Anstrengung, so starr liegenzubleiben und das

Raubtier nicht zu reizen. Dafür konnte ich ihr nur meine Bewunderung aussprechen.

Unsere Chancen standen schlecht, das mußte ich zugeben. Zudem gehörten wir auch nicht zu den Helden, die es immer wieder schafften, jemanden in letzter Sekunde zu retten, denn oft genug waren wir zu spät gekommen. Die Erinnerung daran, verbunden mit Janes Anblick, trieb mir Hummeln in den Bauch, und ich spürte, wie die Angst wuchs. Über meinen Rücken rann das kalte Kribbeln. Hinter der Stirn pochte es. In der Manegenwand gab es eine Lücke, auf die gingen wir zu, und schon bald versanken meine Füße in der weichen Füllung.

Ich wußte nicht, in welchem Abstand der Killer-Clown und seine beiden vierbeinigen Aufpasser hinter uns hergingen. Bestimmt hatten sie eine für sich günstige Entfernung gewählt, damit die Tiere uns mit einem Sprung erreichen konnten. Ein erhebendes Gefühl war es jedenfalls nicht, einen Puma und einen Löwen im Rücken zu wissen.

Auch Jane Collins war die Veränderung nicht verborgen geblieben. Zwar konnte sie sich nicht bewegen, aber sie verdrehte schon die Augen, damit sie etwas sehen konnte.

Suko und ich fielen ihr zuerst auf.

Der Blick veränderte sich. Staunen, Angst, aber auch Hoffnung lagen darin. Ich schickte ihr zumindest ein Lächeln entgegen. Ob es sie in ihrer Lage aufmunterte, war fraglich. »Bleibt stehen!«

Der Befehl hatte uns gegolten, und wir stoppten. Wir hatten mittlerweile Janes Füße erreicht, die ebenfalls so starr waren, als gehörten sie einer Leiche.

»Umdrehen!«

Wir gehorchten.

Er hatte gewonnen. Zumindest fühlte er sich als der große Sieger, denn Grogg stand breitbeinig auf der Stelle, die Füße in die weiche Unterlage gestemmt, grinste überheblich und siegessicher, wobei er von seinen beiden Raubtieren bewacht wurde.

Für ihn war es der vorletzte Schritt zum Sieg. Den letzten würde er noch gehen, und er setzte nach einem Nicken zu einer Erklärung an. »Ich kann ja auswählen, wen ich als ersten töten werde. Ihr sollt eure Chance bekommen, denn ich bin kein Unmensch. Nur eines bitte ich mir aus: Wer immer gegen mich antritt, wird es mit bloßen Händen tun. Ich fordere ihn zum Kampf heraus, deshalb ist es wirklich besser für eure Freundin Jane, wenn ihr eure Waffen ablegt.«

Damit waren Suko und ich gemeint.

Mein Freund reagierte als erster. Von Grogg und seinen Raubtieren genau beobachtet, zog er die Beretta hervor und ließ sie zu Boden fallen. Ich tat es ihm nach. Auch meine Waffe verschwand in dieser körnigen und weichen Masse.

Julia Sargasso hatte Mühe, ihre Tränen zurückzuhalten. Sie preßte ihren rechten Handballen gegen den Mund, um die schluchzenden Laute zu unterdrücken.

Er war zufrieden: Noch einen letzten Blick warf er auf Jane. Sie war seine Sicherheit und Trumpfkarte zugleich. Dann hob er den Kopf an. Er machte es spannend, denn seine Blicke pendelten zwischen Suko und mir hin und her. Trotzdem überließ er uns die Entscheidung.

»Wer will zuerst kämpfen?«

Wir hatten uns nicht abgesprochen, aber es war besser, wenn ich mich meldete. Deshalb sagte ich: »Das werde ich sein!«

Er lachte und hüpfte wieder. »Wunderbar, Sinclair, sehr gut. Früher habe ich immer Western gelesen. Ich habe die Weißen bewundert, die in ein Apachencamp kamen und um das Leben einer Frau kämpften, die sonst am Marterpfahl gestorben wäre. Hier ist es ähnlich. Du wirst kämpfen, nur werde ich gewinnen.«

»Können wir anfangen?« fragte ich und trat einen Schritt zur Seite.

»Ja«, sagte er, »wir können…«

Und dann gab es für mich nur noch uns beide…

***

Der Killer-Clown hatte recht behalten. Es war tatsächlich wie im Western, denn letztendlich gab es nur uns beide. Er oder ich. Einer mußte den Kampf gewinnen, aber es stellte sich die Frage, ob dann, wenn alles entschieden war, sich auch die Lage des anderen besserte. Daran glaubte ich nicht. Aber ich wollte gewinnen, und ich mußte auch das zweite Gesicht ausschalten.

Ihm galt meine Aufmerksamkeit. Grogg hatte seine verdammte Waffe gekippt, hielt sie mit beiden Händen und sorgte dafür, daß die Spitze schräg auf mich zeigte. Das Gesicht mit dem völlig verzerrten Mund sah ich trotzdem, auch wenn es eine liegende Position eingenommen hatte.

Zudem konnte ich mich von dem Anblick nicht losreißen. Es war mit dem Wissen gekoppelt, daß gerade in dieser Maske das Böse steckte, der Keim oder das Erbe der Hexenmutter.

Der Untergrund war nicht günstig für mich. Ich war es einfach nicht gewohnt, so weich zu laufen. Ich vermißte schon eine gewisse Standfestigkeit.

Der Killer-Clown glaubte fest an seinen Sieg. Immer wenn er einen Schritt setzte, begleitete er diese Bewegung mit einem Lachen. Dann funkelte in seinen Augen schon eine sadistische Vorfreude auf mein Ende. Einmal hatte ich einen seiner Morde als ein makabres Schattenspiel mitbekommen. Ich ging deshalb davon aus, daß er bei mir ähnlich vorgehen würde. Erst täuschen, fintieren, dann nur kurz zustechen, um hinterher mit einem einzigen Stoß meinen Tod zu

besiegeln.
Er trieb mich zurück. Und ich ließ mich zurücktreiben. Wenn nötig, auf den Manegenrand und auch darüber hinweg, zwischen die dort stehenden Sitzreihen.
Das gefiel dem Killer-Clown nicht. Er wurde wütend. Seine Stimme kippte fast über, als er mich anschrie. »Dusollst stehenbleiben, du feiger Hund! Wenn nicht, brauche ich nur der Löwin einen Befehl zu geben, dann zerreißt sie die Kehle deiner kleinen Freundin…!«
Ich kümmerte mich nicht darum, sondern schaute kurz nach hinten. Die Umrandung war noch eine gute Körperlänge von mir entfernt. Ich wollte auch nicht zu nahe an sie herankommen, denn sie konnte beim Rückwärtsgehen zur Stolperfalle werden. Deshalb blieb ich stehen.
Grogg freute sich.
Er lachte wieder. Dann flüsterte er: »Angst hast du doch, wie?« Im nächsten Moment stieß er seine verdammte Lanze vor. Sie wischte auf mich zu. Erst jetzt, als sie auf dem Weg zu mir war, erkannte ich, wie breit die Klinge tatsächlich war. So einen Treffer konnte man nicht überleben.
Ich sprang zur Seite. Hörte ihn lachen, als wäre ich ihm genau in die Falle gelaufen, und das traf leider auch zu, denn auf dem glatten und ungewohnten Untergrund rutschte ich aus.
Ich war mit der Hacke aufgekommen. Mein Bein wurde plötzlich lang, so daß ich in einen Spagat geriet, in eine Schräghaltung kam, und mich dann abstützen mußte.
Es war genau die Lage, die meinem Feind gefiel. Er kreischte plötzlich auf, riß seine Stichwaffe hoch und wollte mich durchbohren.
Im Hintergrund hörte ich Julia vor Angst schreien, dann raste dieses spitze und mörderische Dreieck auf mich zu und hätte meinen Hals wie Butter durchbohrt.
Zum Glück war ich schneller. Ich hatte mich zur Seite geworfen, prallte weich auf, rollte mich ab und nutzte den eigenen Schwung aus, um wieder auf die Beine zu kommen.
Leider wühlte ich von den trockenen Spänen zu viel auf. Das Zeug umwirbelte mich. Es klebte plötzlich an meinem schweißfeuchten Gesicht und behinderte auch meine Sicht.
Zum Glück nicht zu stark. Ich sah deshalb, was geschehen war. Der Killer-Clown hatte sich wirklich schon auf mein Ende konzentriert und seinen brutalen Stoß nicht mehr abbremsen können. Nur hatte die Spitze der Waffe nicht mich getroffen, sie steckte in dem harten Boden. Dieser plötzliche Stopp hatte den Clown in Schwierigkeiten gebracht, denn er war nach vorn geflogen und wäre beinahe über die Lanze hinweggekippt.
Ich hörte ihn vor Wut schreien. Dabei schwang er herum, suchte wieder nach Halt und riß die Waffe hoch.

Mein Schlag mit dem Handrücken erwischte sein Gesicht. Ich hatte weit ausgeholt und verdammt viel Kraft hineingelegt, und der Handrücken erwischte diese geschminkte Fratze mit ungeheurer Wucht.

Der Clown flog zurück. Seine Waffe hielt er fest. Er umklammerte sie auch noch, als er bereits auf dem Rücken lag.

Ich nahm mir den Bruchteil einer Sekunde Zeit, um einen Blick auf die Zuschauer zu werfen. An ihnen interessierte mich eigentlich nur Jane Collins. Sie wurde weiterhin bedroht, so konnte ich es nicht riskieren, meine Waffe zu holen.

Grogg lag auf dem Rücken. Seine Lanze mit dem Kopf stemmte er mir entgegen. Er traf keinerlei Anstalten, auf die Beine zu kommen. Er blieb liegen und wedelte die Waffe hin und her, als suchte er nach einem Ziel.

Für mich war der Schädel das Ziel.

In ihm steckte etwas Böses. Das Erbe einer teuflischen Hexe, auf das sich Grogg bisher immer verlassen hatte.

Gelächter wetterte mir entgegen. Für mich war es nicht zu unterscheiden, ob Grogg oder der verdammte Schädel gelacht hatte. An ihn aber mußte ich herankommen. Mit bloßen Händen war es schwer, und das Kreuz steckte in meiner Tasche.

Der Killer-Clown war aus dem Konzert gebracht worden. Daß er am Boden lag, konnte er nicht fassen, und die Spitze zuckte mir wieder entgegen, als ich vorging.

»Na komm!« lockte ich ihn. »Los, komm hoch, du wolltest doch, daß ich…«

Meine nächsten Worte drangen erst gar nicht über die Lippen. Etwas hatte mich erwischt und mich zum Schweigen gebracht. Ich war nicht mehr in der Lage, mich normal zu bewegen, da mich schlagartig eine gewaltige Müdigkeit überkam.

Müde und träge wurde ich. Meine Bewegungen schienen nur mehr im Zeitlupentempo abzulaufen.

Einen Grund dafür gab es.

Es war der zweite Kopf.

Er, das Erbe der Mutter, hatte mir seinen Bannstrahl entgegengeschickt.

Das war keine normale Müdigkeit, das mußte ich schon mit einer magischen Kraft vergleichen, denn mir sollte es so ergehen wie den anderen Menschen hier im Zirkus.

Meine Bewegungen froren immer mehr ein. Im Gegensatz zu denen des Clowns. Er kicherte, er war sich seines Sieges sicher, und er stand auch schon wieder auf den Beinen. Seine Waffe hatte er gedreht. Es blieb mir nichts anderes übrig, als zu versuchen, die Kraft abzuwehren.

Das gelang mir nicht.
Sie war so verdammt stark. In diesen verdammten blauen Augen glühte ein unheimliches Licht. Ebenfalls in einem tiefen Blau, als hätte es sich von Luzif ers Augen abgespalten.
Aber meine Hand steckte bereits in der rechten Tasche, und die Finger umklammerten das Kreuz. Ich brauchte es nur hervorzuziehen und damit das Fratzengesicht zu attackieren.
Es war einfach, ganz einfach.
Kein Problem - im Normalfall!
Aber hier hatte mich die verdammte Müdigkeit gepackt und meine Bewegungen gelähmt. Es brachte einfach nichts, wenn ich das Kreuz umklammerte und auch die leichte Erwärmung spürte.
Es mußte freiliegen.
Und Grogg freute sich. Er mußte sich einfach als Sieger sehen. Mit gewaltigen, großen und schlangengleichen Bewegungen kam er auf mich zu. Diesen Eindruck bekam ich zumindest, aber ich konnte mich auch durch meinen Zustand täuschen.
Jedenfalls sah ich den Killer wie eine Gummifigur. Dieses Aussehen hatte sich auch auf die Maske übertragen, denn jetzt kam sie mir noch schlimmer vor.
Himmel, war ich müde! Und zugleich entkräftet, denn auch die Beine wollten mein Gewicht kaum noch tragen. Ich konnte nichts dagegen tun und sackte langsam zusammen.
Grogg kreischte sein teuflisches Vergnügen hinaus. Er bewegte seine Lanze zuckend, und die verdammte Spitze füllte plötzlich mein gesamtes Blickfeld aus.
Da war nichts mehr.
Er zerrte die Arme zurück, die mich noch immer an Gummibänder erinnerten.
Er holte aus - und…
Ein Wort drang an meine Ohren.
»Topar!«

***

Die beiden Frauen und Suko hatten alles mit angesehen und auch mitgelitten. Sie waren vom Himmel in die Hölle gedrückt worden, als sie erkennen mußten, wer sich auf der Siegerstraße befand.
Suko hatte seinen Freund nicht einen Augenblick aus den Augen gelassen und auch dessen Bemühungen erlebt, das Kreuz aus der Tasche zu ziehen. Genau im falschen Moment hatten John die Kräfte verlassen. Er war nicht mal mehr in der Lage, die Hand aus der Tasche zu ziehen.
Lethargie und Müdigkeit hatten ihn geschafft.
Seinen Stab hielt Suko bereits umklammert. Er wartete nur auf den

günstigsten Zeitpunkt, der dann eintrat, als Grogg sich in Stoßweite befand.

Da rief Suko das magische Wort.

Für alle stand die Zeit still. Zumindest für die Menschen. Ob die Tiere auch fünf Sekunden erstarrt waren, wußte er nicht. Er dachte auch nicht daran, denn es kam jetzt darauf an. John Sinclair vor dem sicheren Tod zu retten.

Fünf Sekunden!

Eine verdammt kurze Zeitspanne. Aber Suko war kein Neuling mehr.

Schon oft genug hatte er bewiesen, was man in dieser Zeit alles schaffen konnte.

Sein Plan stand fest, als er auf seinen Freund zuhetzte. Er wollte das vollenden, wozu John nicht mehr gekommen war. Auf dem Weg zu ihm sah er die Szene wie ein Gemälde vor sich. Auf der einen Seite John Sinclair, auf der anderen dieser mörderische Clown, dessen Waffe auf Johns Brust deutete, um bei einem Treffer das Herz durchbohren zu können.

Mit einer wuchtigen Bewegung riß Suko seinen Freund von den Beinen.

Der Körper fiel auf den weichen Untergrund, und Suko hatte schon die Hand des Geisterjägers aus dessen Tasche gerissen.

Das Kreuz fiel zu Boden.

Suko schnappte danach.

Er schnellte hoch.

In diesem Augenblick war die Zeitspanne vorbei, und alles lief wieder normal ab…

***

Auch für den Killer-Clown, der nicht wissen konnte, was da geschehen war. Er sah nicht mehr seinen ersten Gegner vor sich, dafür den Chinesen, und das irritierte ihn.

Einen Moment später flog diese Gestalt auf ihn zu. Etwas löste sich aus der Hand und verschwand im offenen Maul des Schädels.

Suko hatte gut gezielt. Er trat zurück. Er hörte die Stimme seines Freundes, aber er schaute sich nicht um, denn jetzt kämpfte das Kreuz gegen den Schädel.

Und der Clown hielt seine Waffe fest, als wäre sie an seinen Handflächen angeleimt worden. Das untere Ende hatte er gegen die Erde gestemmt.

In das Gesicht des zweiten Schädels konnte er nicht schauen, und so sah er nicht das darin tobende, grelle Licht, das die alte Kraft der Hexe zerstörte.

Suko riß unwillkürlich die Arme hoch, als der Schädel mit einer gewaltigen Wucht zerplatzte und seine zahlreichen Einzelteile in alle

Richtungen hin verstreute.
Plötzlich war die Lanze leer.
Ein furchtbarer Schrei hallte durch das Zelt. Der Clown hatte ihn ausgestoßen, denn ihm war erst jetzt bewußt geworden, was tatsächlich mit ihm passiert war.
Man hatte ihm die Macht genommen. Man hatte das Erbe seiner Mutter zerstört. Er war schutzlos geworden.
Und er drehte durch. Es war ihm alles egal. Er konnte nicht mehr anders, er wurde zu einer reißenden Bestie und schlug mit seiner Lanze um sich wie ein Irrer: Suko hatte sich geduckt. Er huschte zur Seite. An den Clown wollte er nicht denken, denn es gab noch eine gewisse Jane Collins, und er fragte sich, ob die Löwin zugebissen hatte…

***

Diese Frage stellte auch ich mir!
In mir tobte die Angst um Jane, als ich mich hochgerappelt hatte. Suko kümmerte sich um den Clown. Ihm traute ich zu, daß er Grogg außer Gefecht setzte.
Jane Collins lag noch auf dem Boden. Sie bewegte sich nicht, obwohl das Maul der Löwin nicht mehr über ihrer Kehle schwebte. Das Tier hatte sich abgewendet, und auch die männliche Raubkatze zeigte an uns kein Interesse mehr.
Dennoch rührte sich Jane nicht. Der Schock saß einfach noch zu tief.
Julia Sargasso stand in ihrer Nähe. Die Augen weit geöffnet, das Gesicht verzerrt.
Der Puma stieg über Janes Körper hinweg. Er trottete quer durch die Manege. Ein Bündel an Kraft, das sich für nichts zu interessieren schien.
Wie das Löwenpaar.
Das aber änderte sich blitzartig. Als ich Jane erreicht hatte, drehte der Clown durch.
Das Gesicht war zerplatzt. Er hielt jetzt nur noch seine normale Lanze mit dem gedrechselten Stab fest, und ihm war auch bewußt geworden, daß er das letzte Andenken an seine Hexenmutter verloren hatte.
Diese Tatsache mußte bei ihm etwas ausgelöst haben, das ich zumindest nicht nachvollziehen konnte. Einen Blackout und ein gleichzeitiges Durchdrehen.
Er blieb nicht mehr auf seinem Platz stehen. Wie ein Kastenteufel sprang er in die Höhe, drehte sich dabei, kam wieder auf und rannte los. Er schaute nicht, wohin er lief. Er wollte nur weg, und er hielt seine Lanze stoßbereit in der Hand.
Daß er den Weg des Pumas kreuzen würde, kam ihm nicht in den Sinn.

Er war voll und ganz auf seine Flucht und damit auf den Ausgang fixiert.

Die Waffe tanzte zwischen seinen Händen. Sie bewegte sich mal nach oben und dann nach unten. Ein Hin und Her, das nicht aufhörte, auch nicht in der unmittelbaren Nähe des Pumas.

Es kam, wie es kommen mußte.

Erst rammte die Spitze in die Flanke des Tieres, dann stolperte der Clown über den Körper.

Er schrie noch, als er auf dem Bauch weiterrutschte. Da aber hatte sich der Puma bereits herumgeworfen, und auch sein Kampfschrei hallte gegen das Zeltdach. Es war ein Ausdruck der Wut, der reinen Gier, und plötzlich war er nicht mehr zu halten.

Bevor sich der Killer-Clown aufrichten konnte, hockte das Raubtier auf seinem Rücken.

Der Kopf ruckte nach vorn. Das Maul stand offen, der Puma war wie von Sinnen. Er biß zu.

Ich schloß die Augen und zerrte Jane dabei in die Höhe, die sich an meinen Schultern festklammerte. Dann waren plötzlich die beiden Löwen bei ihrem Opfer. Der Blutgeruch hatte sie angelockt, und sie waren von keinem mehr zu stoppen.

Wir sahen zu, daß wir so rasch wie möglich aus dem Zelt herauskamen.

Einen Seitenausgang konnten wir nehmen. Kein Tier kümmerte sich um uns. Suko zerrte die Direktorin weiter. Beide Frauen kamen erst richtig zu sich, als wir gemeinsam den Wohnwagen der Julia Sargasso betreten hatten. Wir schärften ihnen ein, da zu bleiben und liefen wieder zurück zum Zelt. Diesmal waren wir nicht allein. Durch die Zerstörung des Fratzengesichts war auch der Schlafbann gebrochen worden. Ich sah Männer und Frauen, die noch verschlafen wirkten, als sie ihre Wagen verließen. Wir schrien ihnen zu, in ihrem Wagen zu bleiben, weil die Raubtiere frei waren. Zwei breitschultrige Männer in Unterhemden reagierten genau richtig. Sie waren darauf vorbereitet, ausgebrochene Tiere zu stoppen. Es dauerte nur Sekunden, da hatten sie ihre Betäubungsgewehre geholt.

Suko und ich konnten zurückbleiben, als sie im Zelt verschwanden. Nach ungefähr einer Minute kehrten sie zurück. Beide bleich im Gesicht. Sie hatten gesehen, was da passiert war, und sie wollten von uns Antworten bekommen.

Wir wiesen uns aus. So hatten wir zumindest die Gewähr, von den Leuten nicht angegriffen zu werden. Zwei Fremde waren immer verdächtig. Den Rest klärte Julia Sargasso auf, als sie sich wieder erholt hatte. Und sie hielt sich tapfer dabei, als sie eine Geschichte erzählte, die wie ein Märchen klang, aber leider keins gewesen war.

Jane Collins hatte sich ebenfalls wieder erholt. Sie hörte zu. Dabei

stand sie zwischen Suko und mir, drückte hin und wieder unsere Hände, als wollte sie erfahren, ob wir tatsächlich noch lebten…

ENDE